

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Arkonadas Mord-Zyklopen

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Arkonadas Mord-Zyklopen

John Sinclair Nr. 311

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 19.06.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Arkonadas Mord-Zyklopen

Der Mann wollte mich töten!

War er ein Mensch oder ein Dämon? Ich wußte es nicht.

Jedenfalls besaß er ein menschliches Aussehen, obwohl ihn etwas von einem Homo sapiens unterschied. Das dritte Auge!

Es saß mitten auf der Stirn. Über den beiden normalen Augen und genau zwischen ihnen. Vielleicht sah das Wesen damit oder nahm andere Empfindungen auf, ich wußte es nicht. Und auch die kleine, abgrundtief häßliche Fratze innerhalb des Auges war für mich nicht wichtig, es zählten allein die beiden Schwerter, die der Kerl mit den schwarzen Haaren in den Fäusten hielt. Und er griff an.

Einem Schwerthieb zu entgehen, ist gar nicht so einfach. Zwei Klingen auszuweichen fast unmöglich. Besonders dann, wenn sie aus verschiedener Höhe den Körper treffen wollen.

Für mich wurde es kritisch.

Zum Glück stand ich noch weit genug entfernt, so daß mich der andere nicht mit einem Sprung erreichen konnte. Als er zum zweiten ansetzte, war ich bereits zurückgewichen und mit dem Rücken gegen die Feuerstelle der Schmiede geprallt, wo ich mich sofort zur Seite drehte und einen primitiven Eisenhammer zu packen bekam, der zwischen den Werkzeugen stand. Bis an die normale Ausgangstür geriet ich und hörte das Pfeifen der Klingen, als sie mich verfehlten.

Sofort kreiselte der andere herum.

Mit beiden Beinen stand er auf dem Boden. Er wirkte ungemein stark, es würde mir schwerfallen, ihn zu besiegen.

Ich schleuderte den Hammer.

Auf seinen Kopf hatte ich nicht gezielt, der Körper bot Fläche genug.

Zwar wollte der andere noch ausweichen, doch der Hammer war schneller. Er traf ihn an der Schulter.

Ich hörte das dumpfe Geräusch des Aufpralls und einen kehligen Laut, der über dicke Lippen drang. Für einen Moment war er aus dem Konzept gebracht worden, aber er fiel nicht, dieser Typ stand wirklich wie ein Fels in der Brandung.

Sofort setzte ich nach.

Diesmal schnappte ich mir eine Eisenstange und wuchtete sie hoch.

Ich hätte auch schießen können, aber ich wollte wissen, mit wem ich es hier zu tun hatte.

Die Stange war ziemlich schwer. Ich faßte sie mit beiden Händen und wehrte Sekunden später den ersten Schwertstreich ab. Die Klinge wischte an meiner Eisenstange entlang, und ich bewegte meine Waffe sofort zur anderen Seite, damit ich auch den zweiten Schwerthieb abwehren konnte.

Dann mußte ich zurück, denn mein Gegner war zur Seite gesprungen und hatte dabei auf mich gezielt.

Im Zurückspringen zog ich den Kopf ein. Das war mein Glück, so wurden nur einige Haare getroffen und abrasiert.

Ich hatte sehr viel Schwung in meine Aktion gelegt und auch nicht hinter mich geschaut. Gegen die Wand prallte ich nicht, sondern erreichte genau den offenen Ausgang, torkelte hindurch, gelangte nach draußen in den Basar, stolperte dort und fiel zu Boden.

Auf dem Rücken lag ich und sah den Dreiäugigen durch den Ausgang stürmen. Er wollte mir den Rest geben.

Ich schleuderte ihm die Eisenstange entgegen. Es war das einzige, was ich in dieser Lage unternehmen konnte, und die Stange traf die breite Brust des Kerls, den ich einmal als Schwertschlucker erlebt

hatte.

Der Hammer hatte bei ihm keine Wirkung gezeigt, die Stange hielt ihn zum Glück so lange auf, bis ich auf die Beine kam.

Rasch huschte ich zurück.

Rechts und links rahmten mich die Mauern der engen Gasse ein. Es gab genügend offene Türen, so daß ich Fluchtwege besaß. Irgendwo in der Nähe, aber leider nicht sichtbar, mußten sich auch meine beiden Freunde Suko und Kara herumtreiben, doch auf ihre Hilfe konnte ich nicht zählen, ich mußte allein mit dem Schwertträger fertig werden.

In der Gassenmitte hielt ich mich auf. Bisher hatte ich gezögert, die Beretta zu ziehen, das änderte sich nun, denn es ging um mein Leben. Er verstand mich sicherlich nicht, wenn ich ihn ansprach, und ich hoffte, daß er begriff, wenn er in die Mündung schaute. Ich setzte noch einen Befehl hinterher und warnte ihn. Für einen Moment stutzte er. Eine Pistole hatte er wohl noch nie gesehen, er konnte damit nichts anfangen, starrte in die Mündung, drehte den Kopf und schaute der Reihe nach seine beiden Klingen an.

Sie schimmerten bläulich. Es waren dieselben Schwerter, die er sich bei seiner Darbietung in den Rachen gesteckt hatte!

Jetzt wollte er mich killen!

Ich hielt die Beretta in der rechten Hand und hatte den Arm vorgestreckt, wobei ich das Gelenk mit der linken noch abstützte. »Bleib stehen!« fuhr ich ihn an.

Er schüttelte den Kopf. Dabei gab er mir auch Gelegenheit, sein drittes Auge zu »bewundern«.

Es war größer als die beiden normalen. Vielleicht besaß es sogar die dreifache Ausdehnung. Eine Pupille besaß es nicht, denn an ihrer Stelle schimmerte eine Fratze.

Sie hatte einen Namen, denn ich war schon öfter mit ihr konfrontiert worden.

Arkonada!

Dieses Wesen vor mir mußte also ein Diener des Dämons Arkonada sein, dem hier alles gehörte.

Der Dreiäugige kam näher. Um meine Waffe kümmerte er sich nicht, sie war für ihn nicht vorhanden. Es hatte keinen Sinn mehr, ihn zu warnen, deshalb drückte ich ab.

Ein wenig hatte ich die Mündung gesenkt, denn ich wollte ihn nicht tödlich treffen.

Als der Schuß aufpeitschte, schaute ich für einen Moment in das Gesicht meines Gegners. Wahrscheinlich hatte er sich wegen des Knalls so erschreckt, die Kugel war es jedenfalls nicht, sie steckte zwar in seinem linken Oberschenkel und hatte auch dort ein faustgroßes Loch gerissen, doch ich sah kein Blut.

Wie schon bei den beiden Schwertkämpfern auf der Bühne, als sich

die Schauspieler gegenseitig umbrachten. Die Wesen auf diesem Planet der Magier schienen überhaupt keinen Lebenssaft zu besitzen, so wie wir ihn kannten.

Ein rätselhaftes Phänomen!

Die Irritation des anderen dauerte nicht lange an. Sehr schnell hatte er sich wieder gefangen, er vergaß auch das Kugelloch in seinem Bein.

Durch den Körper des Schwertträgers ging ein Ruck, das Gesicht mit der dunklen Haut nahm einen noch entschlosseneren Ausdruck an, und im nächsten Augenblick stürmte er los.

Sehr schnell bewegte er seine Arme. Die Wege der Klingen kreuzten sich, ohne daß sich die Waffen selbst berührten. Er war tatsächlich ein Meister seines Fachs.

Und er war schnell.

Vielleicht hätte ich auf das Auge schießen sollen, um den Lebensnerv zu treffen, doch dazu war es jetzt zu spät.

Ich blieb auch nicht in der Gasse, sondern huschte in den nächsten Eingang.

Ein schmaler, tiefer Raum nahm mich auf. Er besaß kein Fenster und war deshalb dunkel.

Ich lief durch den gangähnlichen Raum und gelangte an eine Treppe.

Sie war aus Lehm errichtet worden, besaß kein Geländer, und ich hetzte mit großen Sprüngen die Stufen hoch, stets verfolgt von dem Dreiäugigen, der keinen einzigen Laut ausstieß, so daß ich nur das Tappen seiner Füße vernahm und manchmal auch ein helles Geräusch, wenn die Schwerter sich berührten.

Die Treppe führte direkt auf das Dach.

Es war flach, rechteckig gehalten, und nicht einmal eine Mauer trennte es vom Dach des Nachbarhauses.

Auch hier oben fand ich keine geeignete Waffe, mit der ich meinen Gegner hätte stoppen können.

Und er war schon da.

Die Dachbreite trennte uns, da ich mich schon an der Grenze zum Nachbarhaus aufhielt. Für einen Moment blieb mein Verfolger stehen und griff dann zu einer anderen Taktik.

Aus dem Handgelenk schleuderte er sein Schwert!

Wie eine Lanze flog es auf mich zu und hätte mich in Brusthöhe erwischt, wäre ich nicht zur Seite gesprungen.

So fuhr es an mir vorbei. Wo es verschwand, konnte ich nicht sehen, denn der Dreiäuige folgte seiner Waffe in langen Sprüngen. Sein Gesicht war jetzt verzerrt, das dritte Auge glühte, er bewegte den Kopf hektisch von einer Seite zur anderen und schlug von oben nach unten.

Der Hieb hätte mich in zwei Hälften gespalten. Ich aber unterlief ihn, bekam mit beiden Händen das Gelenk zu packen, hielt eisern fest, und für einen Moment erstarrte jegliche Bewegung.

Eiskalt nutzte ich meine Chance. Nach hinten ließ ich mich fallen, riß gleichzeitig die Beine hoch und hatte mit dem Rücken kaum den Boden berührt, als ich den Dreiäugigen bereits über meinen Körper hinwegschleuderte.

Ich hatte sehr viel Kraft in diese Aktion gelegt, und der Schwung reichte aus, um meinen Gegner über den Rand des Daches zu katapultieren. Noch auf dem Boden liegend vernahm ich den klatschenden Aufprall unten in der Gasse.

Schwungvoll kam ich wieder auf die Beine, lief zur Dachkante und schaute nach unten.

Der Dreiäugige war dabei, sich wieder zu erheben. Gleichzeitig vernahm ich den Ruf meines Freundes Suko.

»John!« Seine Stimme klang dünn. Sie wurde von den zahlreichen Mauern, die sich zwischen uns befanden, fast verschluckt. »John, wo steckst du denn?«

»Auf dem Dach!« brüllte ich und sah, wie der Dreiäugige wieder im Hauseingang verschwand. Er hatte noch längst nicht aufgegeben.

Ich dachte an das zweite Schwert, schaute kurz in die Richtung, in die es geflogen war und entdeckte es auf dem Dach des Nachbarhauses liegend.

Die Zeit mußte ich mir einfach nehmen, rannte hin und nahm es auf.

Es war leichter, als ich gedacht hatte, und es besaß auch eine sehr schmale Klinge, sogar noch schmaler als die des goldenen Schwerts.

Jetzt standen die Chancen besser. In dieser Zeit und Dimension konnte ich mit normalen Waffen kaum etwas ausrichten. Da mußte man mit den Dingen kämpfen, die damals in waren.

Wo wir uns zeitlich genau befanden, wußte ich nicht. Wahrscheinlich existierte sogar noch der Kontinent Atlantis, also mindestens 10 Jahre zurück.

Zeit, darüber näher nachzudenken, hatte ich nicht, denn mein Gegner kam wieder. Der Sturz hatte ihm nichts ausgemacht, auch der Treffer im Bein nicht.

Ich verschwand durch die Dachluke des Nachbarhauses und fand wieder eine ähnliche Treppe vor, wie ich sie schon zuvor nach oben gelaufen war.

Auf halber Höhe blieb ich stehen.

Das Schwert hielt ich so, daß die Klinge schräg in die Höhe zeigte.

Jetzt konnte der andere kommen.

Bis zum Zerreißen waren meine Nerven gespannt. Und der andere kam auch.

Plötzlich tauchte er an der Luke auf. Ich sah seinen Schatten und hoffte, daß er mich nicht sofort im Halbdunkel entdeckte, denn ich hatte mich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt.

Er sprang auf die Treppe.

Als sich der Dreiäugige noch in der Luft befand, ging ich vor und stach zu.

Diesmal erinnerte er mich an einen der beiden Akteure auf der Bühne.

Nur traf ich hier allein, und die Waffe ging durch.

Für einen winzigen Augenblick konnte ich in das Gesicht des Wesens sehen. Aus dem dritten Auge strahlte mir das Böse entgegen, in den beiden normalen entdeckte ich Unglauben. Er konnte es wohl nicht fassen, daß er erwischt worden war.

Dann wankte er zurück.

Die Treppe hatte kein Geländer. Einen Schritt konnte er noch hinter sich bringen, der zweite riß ihn bereits in die Tiefe.

Wieder hörte ich den Aufprall, als sein Körper den Boden berührte.

Diesmal allerdings deutlicher, denn die Distanz war nicht so groß gewesen wie beim erstenmal.

Wenn ich ihn ausschalten wollte, mußte ich am Ball bleiben. So rasch wie möglich brachte ich die Treppe hinter mich, lief auf ihn zu und sah, wie er sich erhob.

Noch immer hielt er ein Schwert fest. Das wollte ich ändern, deshalb hämmerte ich meine Fußspitze gegen sein Gelenk. Der Arm wurde zurückgeschleudert, prallte gegen die Wand und ich trat blitzschnell auf ihn, so daß er gegen den Boden gepreßt wurde.

Dann zog ich den Dolch.

Aus dem dritten Auge starrte mich die Fratze des Arkonada an. Ein widerliches Gesicht, das dieses Wesen vor mir mit einem schrecklichen Leben versorgte.

Ich hatte es gelernt, den Dolch zu schleudern. Genau nahm ich Maß, hob den Arm, zielte auf das dritte Auge und spürte plötzlich die Hand auf meiner rechten Schulter…

Für einen Moment erstarrte ich!

War da noch ein zweiter, der sich versteckt gehalten hatte und seinem Artgenossen nun zu Hilfe kommen wollte? Sehr rasch beruhigte mich eine weiche Frauenstimme.

»Laß es, John Sinclair! Dieser Griffin kann uns unter Umständen nutzen!« Kara hatte die Worte gesprochen, und ich ließ meinen rechten Arm tatsächlich sinken.

Der Flur, in dem wir uns befanden, war eng. Kara schob mich zur Seite, damit sie an den Griffin herankommen konnte.

Im Hintergrund sah ich Suko und winkte ihm beruhigend zu. Ein Zeichen für meinen Freund, die Dämonenpeitsche wieder verschwinden zu lassen. Wir konzentrierten uns auf Kara.

Sie stand vor dem Griffin, der von einer Lanze durchbohrt worden war. Ihr Schwert mit der goldenen Klinge hielt sie in der rechten Hand.

Die Spitze wies haargenau auf die Stirn des Besiegten und damit auch auf das dritte Auge, in dem die Fratze des Arkonada lauerte.

Mein Gegner lag still. Erst jetzt stellte ich fest, daß er überhaupt nicht atmete. Auch in seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Er blieb ruhig und starrte nur Kara an.

»Du weißt, wer ich bin?« fragte sie.

»Nein!«

Die beiden redeten in einer Sprache, die Suko und ich nicht verstanden. Kara hat es später übersetzt.

»Man nennt mich die Schöne aus dem Totenreich, und das Schwert das ich hier in der Hand halte, ist von Nathan geschmiedet worden. Er besitzt die Kräfte des Lichts. Es kann heilen, aber auch töten. Such es dir aus, Griffin!«

Der Mann antwortete nicht. Nur in seinem Gesicht zuckte es. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Reden oder Schweigen, diese Frage stellte sich ihm.

»Ich würde an deiner Stelle reden«, sagte Kara und senkte ihr Schwert noch weiter seinem Gesicht entgegen. »Nur so hast du die Möglichkeit, am Leben zu bleiben.«

»Was willst du wissen?«

Kara nickte. »Du sollst mir sagen, weshalb du nicht wie die anderen verschwunden bist.«

»Arkonada brauchte mich.«

»Hat er dich geschickt?«

»Ja.«

»Und was hat er dir aufgetragen?«

»Ich soll ihm seine Feinde vom Hals halten!«

»Das hast du versucht, aber es ist dir nicht gelungen. Weißt du, wo sich Arkonada befindet?«

»Er ist überall.«

»Das kann ich mir denken, aber es muß ein Zentrum geben. Und du kennst es. Deshalb wirst du uns hinführen. Hast du verstanden, Griffin?«

»Er tötet mich.«

»Ich auch«, erklärte Kara hart.

Der Griffin überlegte. Schließlich erklärte er sich bereit.

Kara zeigte sich ebenfalls mit dem Kompromiß einverstanden, denn sie trat einen Schritt zurück, damit der andere Platz hatte, um sich erheben zu können.

Ich ließ während dieser Bewegungen sein drittes Auge nicht aus dem Blick.

Nach wie vor zeichnete sich die verkleinerte Fratze des Dämons Arkonada dort ab. Aber sie bewegte sich nicht mehr. Die einzelnen Gesichtszüge waren erstarrt.

Hatte der Dämon aufgegeben?

Daran wollte ich nicht glauben. Ich rechnete stark mit einem dicken Ende.

Breitbeinig stand der Griffin vor uns. Noch immer steckte das von mir gestoßene Schwert in seiner Brust. Die zweite Waffe lag neben ihm am Boden. Er hatte sie weggelegt, ohne daß ihn Kara hätte dazu auffordern müssen.

»Wir werden jetzt dieses Haus verlassen«, erklärte sie. »Und du führst uns in die Nähe des Arkonada. Hast du begriffen?«

»Ja.«

»Dann geh!«

Wir traten zur Seite, denn der Gang war ziemlich eng. So konnte uns mein Gegner passieren.

Er blickte an uns vorbei. Für ihn waren wir Luft. Dennoch traute ich dem Frieden nicht. Auf diesem verdammten Planeten war alles anders.

Da wurden Gesetze auf den Kopf gestellt, und es hätte mich nicht gewundert, wenn das Wasser nach oben, anstatt nach unten geflossen wäre.

Kara blieb dicht hinter ihm. Das Schwert bildete die Verlängerung ihres Arms, die Spitze der goldenen Klinge wies genau auf den Rücken des Dreiäugigen.

»Glaubst du an einen Erfolg?« flüsterte Suko mir zu.

»Nein, nicht so recht.«

»Ich schätze auch, daß Arkonada über alles informiert ist. Er wird mit dem dritten Auge sehen.«

»Bestimmt.«

Bisher hatten wir uns ziemlich zurückgehalten. Wenn jemand sich hier auskannte, war es Kara, denn ihr Geist, das wußten wir, hatte den Planeten schließlich schon erforscht.

Kara und der Griffin hatten das Haus bereits verlassen, als wir uns in Bewegung setzten. Wir fanden die beiden in der Gasse beieinander stehen. Der Dreiäugige rührte sich nicht. Noch immer steckte das Schwert in seinem Körper.

Die zweite Waffe hatte Suko an sich genommen. Er hielt sie in der rechten Hand.

»Wir wollen zu Arkonada«, erklärte Kara. »Zeige uns den Weg!«

»Er ist hier!«

Es waren Worte, die uns alarmierten, doch sie trafen auf eine völlig andere Art und Weise zu, als wir je gerechnet hatten. Arkonada war zwar in der Nähe, aber er griff uns nicht an, sondern bewies uns, was er mit Verrätern anstellte.

Ich ahnte Schlimmes, als ich das grüne Glühen innerhalb des dritten Auges sah, sprang vor, packte Kara und riß sie hastig zurück.

Gerade noch im rechten Augenblick, denn dort, wo der Giffin stand,

fauchte es plötzlich auf. Es waren keine direkten Flammen, die in die Höhe züngelten, sondern eine fauchende, glatte Lohe, wie sie von einem Schweißbrenner abgegeben wurde.

Nur leuchtete diese blaßgrün, blieb wie eine sich öffnende Blume für Sekunden vor uns stehen und hatte die Form eines Tulpenkelchs angenommen.

Dann fiel sie zusammen.

Wir sahen nichts mehr, konnten die enge Gasse überblicken und deren leicht gebogenes Ende sehen. Von unserem Gegner war nicht einmal ein Staubkorn zurückgeblieben.

So also rächte sich Arkonada.

Schrecklich…

Ich räusperte mich, Suko schaute betreten zu Boden, und Kara war blaß geworden.

Sie übernahm auch das Wort. »Eigentlich hätten wir damit rechnen müssen«, sagte sie. »Arkonada läßt es nicht zu, wenn seine Diener sich gegen ihn stellen.«

»Womit wir wieder am Anfang stehen«, meinte Suko.

»Nicht ganz!« warf Kara ein. »Schließlich befinden wir uns auf dem Planet der Magier.«

»In der Vergangenheit?« fragte ich.

»Kann sein.«

»Dann müßte es also noch den alten Kontinent Atlantis geben, oder irre ich mich?«

»Wenn wir uns tatsächlich in der Vergangenheit befinden sollten, würde er existieren.«

»Und damit auch du!« sagte ich.

Kara nickte. Dabei rann über ihre helle Haut ein Schauder.

Suko fügte noch hinzu. »Womit wir das gleiche Phänomen hätten wie damals bei Chandler und Bandor. Nur hat der Professor in der Urzeit als anderer und in einer fremden Gestalt gelebt.« Suko schüttelte den Kopf.

»Das sind wirklich Phänomene, die man nicht so ohne weiteres begreifen kann.«

Niemand von uns widersprach.

Ich stellte die nächste Frage. »Was sind eigentlich Griffins?«

»Es sind die dreiäugigen Wächter des Arkonada.«

»Die wir nie zuvor gesehen haben.«

Kara schüttelte den Kopf. »Das konntest du auch nicht, John. Die Griffins leben nur hier.«

»Also auf dem Planeten der Magier.«

»So ist es.«

»Und wie kann man sie ausschalten? Gegen geweihte Silberkugeln sind sie immun.«

»Das ist wie bei einem Elefanten, den du mit Erbsen bewirfst«, antwortete Kara. »Du wirst den gleichen Erfolg erringen. Nämlich keinen. Mein Schwert tötete die Griffins, aber es gibt auch eine andere Möglichkeit. Du mußt den Kontakt zu Arkonada zerstören.«

»Das heißt, das Auge!«

»So ist es.«

Das hatte ich mir schon gedacht, nun bekam ich die endgültige Bestätigung. »Hast du eine Ahnung, Kara, wie viele Griffins es auf diesem Planeten gibt?«

»Nein. Ihre Zahl ist mir unbekannt. Aber wir müssen uns auf zahlreiche Gegner einstellen.«

»Und auf sonst noch etwas?«

»Wie ihr schon bemerkt habt, hier ist alles anders. Arkonada kann mit uns spielen. Diese Welt steht unter seinem Einfluß, unter seiner Kontrolle, und sie gehorcht ihm. Dagegen können wir nichts machen. Es muß uns nur gelingen, die Quelle, also das Zentrum, zu finden, in dem er sich aufhält. Dann können wir uns zum Kampf stellen.«

»Auf dessen Ausgang ich gespannt bin«, erwiderte Suko trocken.

»Ich auch«, fügte Kara hinzu. »Keinesfalls sollten wir die Macht dieses Dämons unterschätzen.«

Da hatte die Schöne aus dem Totenreich wahre Worte gesprochen. Wir steckten inmitten eines unbegreiflichen Abenteuers. Von einem Augenblick zum anderen waren wir durch die Magie der goldenen Klinge auf diesen Planeten gelangt und hatten von Kara Wahrheiten zu hören bekommen, die uns vom Stuhl gehauen hätten. Der Planet gehörte Arkonada. Ihm allein, und er konnte ihn auch manipulieren. Angeblich war ich schon einmal auf ihm gewesen, als ich die goldenen Pistolen entdeckte und auch Professor Chandler. Das lag lange zurück, zudem befanden wir uns hier in einem Gebiet, daß sich von dem des anderen unterschied wie der Tag von der Nacht.

Diese Welt hing eng mit den Großen Alten zusammen. Angeblich sollten sie hier entstanden sein. Wenn es tatsächlich stimmte, hatten wir ein Zentrum schwärzester Magie entdeckt.

»Alle Wege führen nach Rom.« Suko gab sich als Philosoph aus. »Hier führen alle Wege zu Arkonada. Suchen wir ihn.«

»Vielleicht träumt wieder jemand«, bemerkte Kara.

Ich schaute sie an. »Lieber nicht. Die Sache mit Shao hat mir gereicht.« Dieses Träumen gehörte wieder zu einem anderen Phänomen, mit dem wir uns befassen mußten, denn durch eine unerklärliche Magie gelang es einem Träumenden während des Tiefschlafs Verbindung zum Planeten der Magier aufzunehmen. Der Schlafende sah sich dann auf dieser Welt und erlebte mit, was sich hier ereignete.

So war es gekommen, daß wir Shao entdeckten. Sie gehörte zu den

Schauspielern einer Wanderbühne, und Suko hatte ein heißer Schreck durchfahren, als er Shao so plötzlich vor sich sah und sie dann unter seiner Berührung zerbröselte.

Ihr Unterbewußtsein hatte die Verbindung geschaffen und ein Spiegelbild der träumenden Person hergestellt.

In dieser Hinsicht konnten wir uns sicherlich noch auf einige Überraschungen gefaßt machen.

»Kara«, sagte ich. »Auf dich kommt es an. Du hast diese Welt durchforscht. Dich kostet es nur einen winzigen Moment der Konzentration, um uns woanders hinzuschaffen. Versuche es, denn wir müssen in das Zentrum und Arkonada vernichten.«

»Es wird schwer sein«, erwiderte sie.

»Weshalb?«

»Arkonada läßt sich nicht manipulieren. Er hat eine Gegenmagie aufgebaut. Er läßt nur die an sich heran, die ihm auch würdig genug erscheinen. So ist es nun einmal.«

»Aber in die Nähe müssen wir gelangen.«

»Das könnte ich versuchen.«

»Dann los!«

Wir hatten es schon einmal erlebt. Sobald Kara mit dem Schwert den Boden oder etwas anderes auf dieser Welt berührte, wurde der Gegenstand vernichtet.

Dieser Planet bestand aus Magie. Und Magie steckte auch in dem Schwert mit der goldenen Klinge. Nur war sie stärker, als der hier existierende Zauber, deshalb reagierte sie auch zerstörend.

»Wenn ich nur den Trank des Vergessens hätte«, murmelte Kara und hob die Schultern. »Es wird wohl immer ein Traum bleiben…«

Da hatte ich eine andere Meinung. Suko und mich hatten Tropfen des Tranks schon in arge Bedrängnis gebracht, aber das war Vergangenheit.

Hier interessierte die Gegenwart.

Kaum hatte die Schwertspitze den Untergrund berührt, begann sich die Stelle zu verändern.

Das Brodeln und Zischen kannten wir bereits und auch den Rauch, der stickig und in feinen Fäden in die Höhe stieg, wobei er sich erst in Dachhöhe verteilte.

Kara hob das Schwert wieder an. Die Geräusche verstummten, allmählich erkaltete die Masse.

»So gelingt es mir nicht«, sagte sie. »Ich kann keinen Kreis schlagen, tut mir leid.«

»Mußt du denn unbedingt Kontakt mit dem Boden haben?« wollte ich wissen.

»Es ist besser.«

»Spring über deinen eigenen Schatten!« forderte ich Kara auf. »Nimm

eine andere Chance wahr. Vielleicht sind die Gesetze hier auf den Kopf gestellt. Wir haben keine Wahl!« Beschwörend schaute ich sie an und sah das Lächeln auf ihrem Gesicht.

»Du hast eine seltsame Gabe, Menschen zu überzeugen. Möglicherweise Hast du sogar recht. Ich werde es versuchen.«

»Na bitte.«

Kara kantete das Schwert hoch. Eine Hand hatte sie um den Griff gelegt, die andere faßte am Ende des Schwerts zu, dicht vor der Klingenspitze. Sie ging zwei Schritte zurück, legte den Kopf in den Nacken und bog ihren Rücken durch.

Wir kannten Karas Meditationsübungen, deshalb ließen wir sie in Ruhe, denn sie brauchte jetzt eine ungemein starke Konzentration und einen harten Willen, um sich eventuell gegen die Kräfte durchsetzen zu können, die sie hemmen wollten.

Allmählich fielen ihre Augendeckel nach vorn. Sie schloß die Augen nicht ganz, sondern ließ sie einen Spalt offen, damit sie sehen konnte, was in ihrer Nähe geschah.

Jede Beschwörung, die Kara durchführte, kostete sie Kraft, wobei sie gleichzeitig andere Kräfte herausforderte und sie zu manipulieren versuchte.

So würde es auch hier sein, und die Anstrengung zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab.

Zunächst begann der Schweißausbruch. An der Stirn fing es an. Als stünde sie in einer Sauna, so kam es uns vor. Das Gesicht glänzte, der Atem drang kurz und hektisch über ihre Lippen, und die Muskeln ihrer Oberarme zitterten, was wir selbst unter ihrem umhangähnlichen, weit geschnittenen Kleid wahrnehmen konnten.

Manchmal öffnete sie die Augen, doch ihre Blicke ignorierten uns.

Kara war versunken. Körperlich stand sie noch bei uns, doch eigentlich befand sie sich in einer anderen Welt oder Dimension.

Es kam oft vor, daß sie über die Eindrücke, die sie empfand, auch redete. In diesem Fall schwieg sie, obwohl sie es versuchte, den Mund öffnete, aber nichts sagte.

»Es wird verflucht schwer für sie«, flüsterte Suko.

Ich nickte nur. Gern hätte ich Kara geholfen, doch wir mußten Statisten bleiben, denn wir hätten mehr zerstört als gerichtet.

Schließlich sagte sie doch etwas. Leise Worte schwangen uns entgegen. »Es ist… es ist… so schwer«, hauchte sie. »So ungemein schwer. Da hemmt etwas. Ich… ich… komme nicht durch. Mein Geist ist gefangen wie wir.«

Ich wollte schon eine Gegenfrage stellen, doch Suko legte mir eine Hand auf den linken Arm. Das Zeichen kannte ich und hielt deshalb den Mund.

Kara atmete schwer und keuchend. Das Schwert ließ sie nicht los.

Matt glänzte die Klinge im leicht grünlich schimmernden Licht, das auf diesem Planeten herrschte.

Ihr Atmen wurde zu einem Pfeifen, das abrupt stoppte, wobei anschließend ein Zittern durch die Gestalt der geheimnisvollen Frau lief.

»Ich… ich versuche es weiter. Es muß eine Chance geben. Und da… da ist auch etwas. Ja, ich komme durch…«

Unsere Spannung wuchs. Von Sekunde zu Sekunde erhöhte sie sich.

Dabei standen wir auf dem Sprung, um Kara helfen zu können, falls ihre Kräfte versagten.

»Arkonada…« Dieses eine Wort stieß sie hervor. »Du verfluchter Bastard Arkonada. Ich werde dich vernichten. Ich werde dich… ich kann dich… jaaa…« Das letzte Wort war ein Schrei.

Gleichzeitig reagierte auch das Schwert. Die Klinge stand plötzlich im gleißenden Feuer. Sie schien zwischen den Händen der Kara zu explodieren und zu einem Lichtbogen zu werden. Wir hatten Angst, daß die gegensätzliche Kraft das Schwert zerstören konnte, das trat zum Glück nicht ein, denn der Mann, der diese Waffe geschmiedet hatte, mußte ein Meister seines Fachs gewesen sein. Er hatte all seine Kunst und sein Wissen mit in die Waffe hineingebracht.

»Ich habe ihn durchbrochen!« keuchte Kara mit einer Stimme, die ihr nicht zu gehören schien, sondern einer Fremden. »Ich habe sie durchbrochen. Ich sehe… ich kann… Nein!«

Wir starrten uns an.

Leider war es uns nicht vergönnt, ebenfalls einen Blick in Dimensionen zu werfen, wie es Kara konnte.

Entgegen aller Regeln sprach ich sie an. »Was siehst du, Kara? Was? Bitte…«

»Sie sind auf dem Weg. Sie wollten ins… nein, bitte, ich habe keine Schuld«, stammelte Kara. »Die beiden Magien haben sich gekreuzt. Sie können vernichtet werden…«

»Wer?«

Abermals hielt sich Kara mit einer direkten Antwort zurück. »Arkonada!« brüllte sie. »Du kannst es nicht schaffen. Du darfst sie nicht töten. Ich bin stark. Ich hole sie zurück. Ich werde dir nicht gestatten, daß du sie tötest. Neinnnn…«

Sie wankte zurück, schwankte dabei, und es gelang ihr nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten.

Suko und mich hielt nichts mehr auf der Stelle. Sofort sprangen wir hinzu und stützten Kara ab.

Hätten wir sie nicht aufgefangen, wäre sie zu Boden gefallen. Jetzt lag sie in unseren Armen, und ich wunderte mich darüber, wie leicht ihr Körper war. Sie mußte während ihres Zustandes sehr viel an Gewicht verloren haben, was sich aber änderte, als sie wieder in den

normalen zurückkehrte.

»Es ist schon gut, ihr beiden.« Diese Worte bewiesen uns, daß Kara es überstanden hatte.

Wir drückten sie nach vorn und stellten sie auf die Beine. Ein wenig zittrig noch blieb sie stehen, schaute auf ihr Schwert, dessen Klinge wieder den normalen mattgoldenen Schein angenommen hatte.

Obwohl uns die Fragen auf den Nägeln brannten, ließen wir ihr genügend Zeit, sich zu erholen. Die brauchte sie auch unbedingt. Kara sah mitgenommen aus. Durch ihre Adern schien kein Blut mehr zu fließen. Die dunklen Augen wirkten in dem leichenblassen Gesicht noch größer, als sie ohnehin schon waren. Dabei bebten die Arme so stark, daß sie das Schwert kaum halten konnten.

»Kannst du reden?« fragte ich sie nach einer Weile.

Sie drehte den Kopf, schaute mich an und nickte. Worte formulierte sie noch nicht.

»Arkonada ist stark«, sagte sie nach einer Weile. »Er ist einfach zu stark, John.«

»Aber du hast ihn zurückgedrängt - oder?«

»Nein, das schaffte ich nicht. Aber ich habe etwas gesehen. Ich weiß jetzt, wo sich sein Zentrum befindet.«

Suko trat etwas näher, weil sie sehr leise gesprochen hatte, denn nun wollte er erfahren, um was es ging.

»Ist es hier auf dem Planeten?« fragte ich.

»Natürlich. Eine Entfernung kann ich nicht angeben. Aber es ist eine Art Stadt, wie ich sie auch von Atlantis her kenne. Hohe Mauern umgeben sie wie ein Wall. Davor liegen Hügel, und auf jedem Hügel sitzt einer seiner Wächter.«

»Griffins?« fragte ich.

»So ist es. Sie bewachen das Zentrum. Es ist die Quelle der reinen Magie. Dort fließen die Kräfte einer uralten Vergangenheit zusammen und bilden einen breiten Strom, in dessen Mittelpunkt Arkonada steht. Aber das war nicht alles, was ich erlebte. Ich spürte eine weitere Magie, die die meine kreuzte und gleichzeitig in die Arkonadas Abhängigkeit geriet. Ich konnte den Strom abfangen, wollte die anderen noch warnen…«

»Welche anderen?« unterbrach ich sie.

Kara schaute uns so an, daß sie Suko und mich im Blickfeld behalten konnte. »Könnt ihr euch das nicht denken?«

Ich kam im Augenblick nicht darauf und schüttelte den Kopf, während Suko die Schultern hob.

»Dann will ich euch eine Antwort geben. Die Magie von Professor Chandler…«

Plötzlich war wieder alles lebendig. Mein Telefongespräch aus Kanada mit Bill Conolly. Ich hatte ihn nach Österreich geschickt, um

den Professor zu holen, damit er uns den Weg zum Planet der Magier zeigte.

Das hatte sich inzwischen erübrigt, aber Bill war in der Kürze nicht informiert worden. Er war den normalen Weg gegangen und dabei wahrscheinlich in eine Falle geraten.

Jetzt steckte er fest!

»Nur der Professor?« erkundigte sich Suko mit leiser Stimme.

»Nein, auch andere. Ich fing die Gedanken von vier Personen auf. Bill Conolly war dabei, Professor Chandler, Jane Collins und unsere gemeinsame Feindin Wikka.«

Die zweite Überraschung. Unwillkürlich ging ich einen Schritt zurück.

Ein Quartett, wie es im Buche stand, wo praktisch einer des anderen Feind war. Wikka wollte Jane vernichten, Bill Conolly war kein Freund der beiden Hexen, und der Professor stand wahrscheinlich dazwischen.

Ich konnte nur mehr raten, wie sie in die Lage hineingeraten waren.

Bestimmt hatten sie Chandlers Zeittunnel benutzt, wobei sie wahrscheinlich nicht vorgehabt hatten, auf den Planet der Magier zu gelangen, sondern was weiß ich wohin.

Nun hatte Arkonada sie erwischt.

Ich wandte mich noch einmal an Kara. »Ist es sicher, daß die vier sich auf diesem Planeten befinden?«

»Ja, im Zentrum, John.«

»Und können sie dort überleben?«

»Wenn Arkonada es will.«

Gott, diese Antwort war schlimm, aber wahrscheinlich richtig. Das Schicksal der vier Personen lag in Arkonadas Hand, wobei mir Wikka egal war, denn ich wollte, daß sie vernichtet wurde, weil sie es war, die bedingungslos die Pläne des Teufels ausführte.

»Arkonada«, sagte Suko. »Ich höre stets nur Arkonada. Gesehen habe ich ihn noch nicht.«

»Dabei ist er allgegenwärtig. Auf diesem Planeten geschieht nichts, von dem er nichts erfährt. Vielleicht hat er alles unter Kontrolle, und wir bewegen uns wie Puppen an langen Bändern.« So hatte Kara gesprochen, und ich mußte ihr zustimmen.

»Wichtig ist das Zentrum!« fuhr ich fort. »Wenn wir dorthin gelangen, werden wir auf Bill, Chandler und die beiden Hexen treffen.«

»Vielleicht will Arkonada das sogar«, meinte Suko.

»Und ob ich das will!«

Die Stimme dröhnte wie ein Donnerschlag. Unwillkürlich zogen wir die Köpfe ein. Im ersten Augenblick wußten wir nicht, aus welcher Richtung sie gekommen war, aber der mächtige Dämon demonstrierte

seine Macht, wobei er weiterhin aus dem Unsichtbaren sprach.
»Das Räderwerk der Magie wird euch zerreiben und vernichten!« fuhr er fort. »Ihr habt keinerlei Chancen mehr, zu entkommen. Dies ist meine Welt, hier lebe ich, und ich werde den Beweis antreten…«
Das Echo seiner Worte hallte über den grünlich flimmernden Himmel und verklang irgendwo in der Ferne wie schmetternde Trompetenstöße.
Gleichzeitig vibrierte der Boden unter uns.
Ein Erdbeben?
Nichts Schlimmeres konnte uns passieren, als in irgendeine Spalte zu rutschen und in einer düsteren Tiefe elendig zu verschwinden, um langsam zu sterben.
Wir warfen Blicke in die Runde.
Da erwischte uns der neue Stoß.
Plötzlich erzitterten die Häuser. Wellen liefen hindurch, Dächer brachen ein, erste Risse entstanden in den Wänden, und Staub, der gelbbraun schimmerte, wallte in die Höhe.
Da half nur Flucht.
Wir begannen zu rennen, liefen weiter nach vorn und nicht in die Richtung, aus der wir gekommen waren.
Im Boden bebte und rumorte es.
Links und rechts stürzten die Häuser in sich zusammen. Manchmal rollten Steine in die Gasse und bildeten Hindernisse für uns. Über zwei sprang ich hinweg, ein dritter ließ mich stolpern, weil ich ihn in dem Staub nicht hatte erkennen können.
Der Länge nach fiel ich hin. Es gelang mir zum Glück, mich abzufangen. Ich wuchtete mich wieder hoch und rannte weiter, wobei Suko und Kara neben mir wie Schatten auftauchten.
»Wir müssen den Marktplatz erreichen!« schrie Suko und hustete sich fast die Lunge aus dem Leib, weil er Staub eingeatmet hatte.
Die Strecke kam uns viel weiter vor als beim erstenmal, und noch immer stürzten zu beiden Seiten Häuser ein.
Eine Lärmkulisse hüllte uns ein, während wir abermals die Stimme Arkonadas hörten.
»Das ist ein Vorgeschmack der Hölle!« donnerte sie über unsere Köpfe hinweg. »Lauft, lauft, sonst werdet ihr begraben. Ha, ha, ha…« Sein Lachen dröhnte, und wir jagten, wie von Furien gehetzt, weiter.
Ich hörte Suko schreien, drehte den Kopf und sah meinen Freund taumeln. Er war erwischt worden. Ein Stein hatte ihn ausgerechnet mit der Kante an der rechten Schläfe getroffen und dort eine tiefe Wunde gerissen, aus der das Blut rann.
»Kannst du noch?« brüllte ich ihn an.
»Weiter!« keuchte er und wischte das Blut weg.
Ich verließ mich nicht auf seine Antwort, sondern stützte ihn und

merkte, daß Suko taumelte. Der Schlag mußte sehr hart gewesen sein, denn Suko war ein Mensch, den so leicht nichts umwarf.

Der Inspektor hatte Mühe, seine Bewegungen unter Kontrolle zu halten. Häufig sackte er nach vorn und zusammen, dabei riß er mich auch mit.

»Reiß dich noch zusammen!« brüllte ich meinen Partner an. »Es ist nicht mehr weit!«

Das stimmte, aber jeder Schritt konnte für uns zu einer tödlichen Falle werden.

Die Mauern brachen zusammen. Auch in den engen Gassen zeigten sich tiefe Spalten und Risse im Boden. Über die mußte ich Suko hinwegstemmen. Ich dachte nicht mehr an die uns umgebende Gefahr, sondern schaute nur nach vorn, um das Ziel endlich erkennen zu können.

Ja, die Gasse öffnete sich.

Durch die trüben Staubwolken erkannte ich den relativ weiten und freien Platz, wo die Buden gestanden hatten und Künstler die Menschen mit ihren akrobatischen Vorführungen begeisterten.

Den Marktplatz gab es noch. Wenn auch ein wenig verändert, denn von den Buden und Ständen war nicht mehr viel zu sehen. Nur noch Trümmer lagen herum.

Auch die Bühne war zusammengebrochen. Zersplitterte Holzteile wurden von trägen Staubwolken umwallt. Auch der Boden war nicht mehr glatt und eben, sondern aufgerissen wie das Netzmuster einer Spinne.

Wir torkelten weiter. Suko hatte sich noch immer nicht erholt. Ich mußte ihn mehr schleifen, als daß er überhaupt gehen konnte.

»Verdammt, John!« keuchte er, »daß mir das passieren mußte. Mein Kopf, ich…«

»Halt jetzt die Klappe, Mensch!« Ich suchte nach einem Ausweg aus der Misere, aber es sah schlecht aus, denn auch weiter vorn, wo das freie Gelände begann, war die Erde aufgebrochen.

Ich konnte die Krater sehen, die so groß waren wie Bombentrichter.

Aus ihnen stieg grüner Qualm, der sich in trägen Wolken in sämtliche Richtungen ausbreitete.

Dieser Weg war uns auch versperrt.

Ziemlich erschöpft blieb ich stehen. Suko stützte sich auf meiner Schulter ab, während ich nach Atem rang. Die Luft schmeckte nach Rauch, war beißend und ätzend.

Es gab nur noch eine Chance für uns. Kara mußte uns auf telepatischem Weg in das Zentrum schaffen. Wenn wir das schafften, waren wir ein großes Stück weiter, wenn auch nicht außer Gefahr.

Aus der weiten Ebene, die nun mit Kratern übersät war, fauchte ein Windstoß heran, vertrieb die grünlichen Wolken und gab uns

sekundenlang den Blick frei.
Frei auf drei bewaffnete Griffins, für die wir leichte Beute sein sollten…

***

Nach den Schrecken, die hinter Bill Conolly lagen, hatte er sich bereits damit abgefunden, endgültig irgendwo im Jenseits oder zwischen den Zeiten zu landen.

Verschollen bleiben bis in alle Ewigkeiten. Daß es nicht so gekommen war, wunderte ihn, eine Erklärung hatte er nicht. Wo sie gelandet waren, war ihm ebenfalls unbekannt. Er konnte es auch nicht sehen, da sie die Finsternis umgab wie ein Mantel.

Überhaupt war es vielleicht die seltsamste magische Reise gewesen, die er je hinter sich gebracht hatte.

Bill erinnerte sich noch daran, daß ihm Wikka das Kommando aus der Hand gerissen hatte, ohne daß er sich dagegen wehren konnte.

Gemeinsam waren sie in den Strudel der Zeiten geraten und von ihm verschluckt worden.

Die Schwärze war gekommen. Als alles überdeckende Wolke hatte sie sich auf die vier Personen gestürzt und sie umfangen. Bill hatte einen Vorgeschmack der Ewigkeit erlebt, ein Fall in das Nichts, das allerdings mit Energie erfüllt, war.

Bill hatte sie gespürt. Schwarzmagische Ströme, die versuchten, sich in sein Gehirn zu tasten und ihn zu beeinflussen. Dabei waren auch Bilder vor seinen Augen aufgeflammt. Schemenhaft nur, verwaschen, dennoch zu erkennen.

Besonders eine Fratze.

Arkonada!

Bill hatte mit diesem Dämon direkt noch nichts zu tun gehabt, er wußte nur aus Beschreibungen, wen er da vor sich hatte. So schrecklich, so grausam und unheimlich konnte nur dieser eine aussehen.

Seine Ausstrahlungen, seine Schwingungen beeinflußten nicht nur den Reporter, sondern auch dessen Begleiter und rissen diese weiter, genau in eine magische Gegenströmung hinein, die Bill Conolly wieder so etwas wie Hoffnung gegeben hatte.

Zwei Ströme kämpften gegeneinander.

Zweimal Magie.

Die eine weiß, die andere schwarz.

Und Bill befand sich gewissermaßen im Schnittpunkt dieser beiden magischen Wellenströme.

Er spürte sie, sein Gehirn glich einem Filter, der fremde Gedanken in sich aufnahm.

Er hatte Schreie und Worte vernommen. Sie waren regelrecht in

seinem Gehirn explodiert, und er glaubte auch, eine Stimme verstanden zu haben.

Kara!

Stimme der Hoffnung?

Für Bill ja, und an sie mußte er denken, als er aus einem Zustand erwachte, den er als desolat bezeichnete. Es war nicht wie das Erwachen aus einer Bewußtlosigkeit. Er verspürte weder einen Schmerz im Kopf noch an anderen Körperteilen. Nur ein etwas dumpfes, drückendes Gefühl hinter seinen Schläfen, aber das kannte er auch, wenn er mal zu wenig geschlafen hatte und am Morgen ziemlich down gewesen war.

Flach lag der Reporter auf dem Bauch. Er hatte seine Arme angewinkelt, streckte sie nun aus und tastete über den Boden. Es war ein glatter, fugenloser Boden, das spürte der Reporter.

Und es war dunkel.

Eine drückende, unheimliche Finsternis, die ihn umgab. Ängstliche Menschen hätten die reine Platzangst bekommen können, und auch Bill Conolly fühlte sich beileibe nicht wohl.

Licht bedeutete Wärme und Leben, aber hier war nichts. Er richtete sich in eine sitzende Stellung auf, drückte sich vom Boden ab und schob seinen Körper weiter, bis er auf einen Widerstand traf.

Einen sehr weichen Widerstand.

Da lag jemand.

Bill begann abermals zu tasten. Er fühlte unter seinen Fingerspitzen ein Bein, seine Hand glitt höher, erreichte einen Oberschenkel und Bill folgerte aus der glatten weichen Form, daß das das obere Bein einer Frau sein mußte.

Wahrscheinlich gehörte es Jane Collins.

Bills Hand zuckte im selben Moment zurück, als sich Jane bewegte und einen zischenden Laut ausstieß, der wahrscheinlich ein Fluch sein sollte.

»Okay, Jane, du lebst noch«, sagte der Reporter.

Sekunden verrannen, bis die Antwort erfolgte. Und sie war bissig, paßte zu einer Hexe wie Jane. »Du leider auch.«

Der Reporter lachte krächzend. »Damit werden wir uns wohl abfinden müssen. Bevor du auf dumme Gedanken kommst, Jane, sage ich es dir jetzt schon. Wir haben gemeinsam die Reise unternommen und sind auch gemeinsam gefangen.«

»Und wo?«

»Frag mich was Leichteres. Auf jeden Fall hat die magische Reise vorerst ein Ende. Hast du denn nichts mitbekommen?«

An den raschelnden Bewegungen der Kleidung merkte Bill, daß Jane Collins sich ebenfalls aufrecht hinsetzte. Sehen konnten die beiden sich nicht. Dafür war es zu finster. Die ehemalige Detektivin ging auf

Bills Frage nicht ein, sondern schimpfte weiter.
»Daran trägt nur dieses verfluchte Hexenweib Wikka die Schuld. Wäre sie nicht gewesen, hätte alles anders laufen können.«
»Du solltest deinen Haß bezähmen, und deine Kräfte auf wichtigere Dinge konzentrieren«, sagte der Reporter.
»Ich lasse mir von dir keine Vorschriften machen, verdammt!«
Das war deutlich genug, und Bill hielt den Mund. Er kümmerte sich nur mehr um sich selbst.
Dabei dachte er auch an Professor Chandler und an Wikka, die Oberhexe. Von beiden hatte er bisher kein Lebenszeichen bemerkt.
Waren sie vielleicht während der Reise abgetrieben worden?
Die beiden paßten zusammen wie Feuer und Wasser. Wahrscheinlich hatte der Professor Höllenqualen ausstehen müssen, wäre er in die Klauen der Hexe geraten.
Denn bei ihr endete fast alles mit dem Tod.
Bill schüttelte sich, als er daran dachte, und spürte die sanfte Berührung, da Jane Collins dicht an ihm vorbeistrich.
»Wo willst du hin?«
»Frag nicht.« Sie ging weiter.
Bill traute sich nicht. Die Dunkelheit war zu gefährlich. Sie umlauerte ihn, schien zu atmen, zu leben und voller Gefahren zu stecken, die nur darauf warteten, zuschlagen zu können.
Hatte er noch vorhin auf Janes Schritte gelauscht, so waren sie nun verstummt.
Wieder umgab ihn die Stille. Erst jetzt kam Bill auf den Gedanken, sein Feuerzeug hervorzuholen. Er griff in die Tasche und hielt es kaum in der Hand, als er Wikkas Stimme vernahm.
Sie klang wie das Zischen eines geöffneten Gashahns und drang aus der tiefsten Dunkelheit. »Laß es, Conolly!«
Bill verharrte in der Bewegung. Seine Stirn bildete ein Faltermuster, ein Zeichen des Ärgers, der in ihm hochstieg. »Weshalb?« fragte er aggressiv. »Weshalb soll ich es lassen? Nenn mir den Grund.« Sein Daumen berührte bereits das kleine Drehrad des Feuerzeugs.
»Weil ich es will. Ich muß mich konzentrieren. Ich…«
Bill lachte krächzend in die Worte der Oberhexe hinein, »Du mußt gar nichts, Wikka. Überhaupt nichts. Hier hast du nichts zu sagen. Wir sind alle gleich.«
Nach diesen Worten drehte der Reporter das Rädchen, der Feuerstein warf blitzend Funken, dann zuckte die Flamme auf. Blaß und dünn, so hoch wie ein halber Finger, riß sie eine helle Insel aus der Schwärze.
Bill sah Wikka stehen. Eine Armlänge nur befand sie sich entfernt. Die Schlangen in ihrer Stirn schienen vereist zu sein, so starr schauten sie aus der Haut hervor. In dem häßlichen, schwarz verbrannten Gesicht saßen die Augen wie zwei Perlen. Ihr Weiß wirkte wie die

Haut einer Leiche.
Wikka hatte die Arme erhoben, die Hände gespreizt, wobei die Finger an schwarze Krallen erinnerten. Sie versuchte, ihre Magie aufzubauen, doch sie hatte keinen Erfolg.
Bill bekam mit, wie ein Zittern durch ihre Gestalt lief. Langsam sanken die Arme nach unten.
Der Reporter ahnte jetzt, aus welchem Grund die Oberhexe so gegen einen Lichtschein gewesen war. Keiner sollte ihre Schwäche merken, aber es war bereits zu spät.
Aus dem Hintergrund meldete sich Jane. Höhnisch klang ihre Stimme aus der Schwärze. »War wohl nichts, Wikka. Hier kann dir selbst der Teufel nicht helfen.«
»Dich schaffe ich noch immer…«
Im nächsten Augenblick fiel die Dunkelheit wieder zusammen, denn Bill hatte die Flamme gelöscht. Seine Daumenspitze wäre sonst angesengt worden.
Janes Schritte schleiften, als die ehemalige Detektivin näherkam. Dennoch gab es Licht, denn ein anderer zündete sein Feuerzeug.
Professor Chandler!
Während er das Feuerzeug in der rechten Hand hielt und die Flamme mit der anderen abschirmte, lachte er leise. »Das hätte wohl niemand von euch für möglich gehalten, wie?«
»Amüsiert Sie das?« erkundigte sich Jane.
Chandler blieb stehen. »Sicher amüsiert es mich.«
Auch Bill konnte diese Antwort nicht voll unterschreiben. »Bedenken Sie, in welch einer Lage wir uns befinden, Professor.«
»Mein Gott, Bill, nicht so naiv denken. Es hätte viel schlimmer kommen können.«
»Stimmt allerdings.«
Chandler ging weiter. Neben ihm Jane, umspielt vom Widerschein der tanzenden Flamme und Haß in den Augen, aus denen sie Wikka betrachtete. Die beiden waren Rivalinnen und noch mehr. Sogar Todfeinde. Die eine wollte die andere auslöschen, doch das Schicksal hatte seine Fäden so gezogen, daß sie sich einfach arrangieren mußten, denn in dieser Dimension durften sie sich nicht noch gegenseitig fertigmachen. Die Feinde ringsum waren schon stark genug.
»Bill, Sie sind an der Reihe«, forderte der Professor und löschte die kleine Flamme.
»Okay.« Bills Feuerzeug gab die gleiche Lichtstärke ab. Die vier so unterschiedlichen Personen standen zusammen und starrten sich an.
Eine verschworene Gemeinschaft würden sie nie werden. Besonders zwischen Wikka und Jane Collins stand die Feindschaft wie eine unsichtbare Wand, und sie war auch von den anderen zu spüren.

»Stellt sich die Frage, wo wir hier sind«, sagte Chandler und strich mit einer gelangweilt wirkenden Geste über sein Kinn. In seinen Augen blitzte es. Ihn schien die Situation ein wenig zu amüsieren, worauf das Zucken seiner Lippen ebenfalls hindeutete.

Er war Wissenschaftler, ein Forscher, und er versuchte, stets neue Methoden zu entwickeln und Dinge kennenzulernen, vor denen die meisten Menschen zurückschreckten. Deshalb kannte er kaum noch Angst. Sie hatte sich bei ihm in Neugierde umgewandelt.

»Wissen Sie es nicht?« fragte Bill.

»Nein…«

»Und was halten Sie von der Welt, in der Sie schon einmal gefangen waren?«

Chandler hob die Schultern. »Das kann natürlich möglich sein, obwohl es an dem Ort anders aussah als hier. Deshalb kann ich Ihnen keine genaue Auskunft geben.«

»Es interessiert auch wohl keinen so recht!« mischte sich Jane ein.

»Wichtig ist, daß wir hier wegkommen.«

»Natürlich«, gab Bill zu und löschte die Flamme, da sein Finger wieder heiß wurde. »Professor, Sie…«

»Pssstt!« Das scharfe Zischen unterbrach den Reporter. Jane Collins hatte es ausgestoßen. »Ich schätze, wir bekommen Besuch«, fügte sie leise hinzu.

»Ja, ich merke es ebenfalls!« bestätigte Wikka.

»Dich hat keiner gefragt.«

Die beiden Hexen würden sich niemals einigen. Bill war es egal, auch Chandler interessierte sich nicht dafür. Wichtig waren die nächsten Vorgänge, mit denen sie sich allesamt konfrontiert sahen.

Die Flamme des kleinen Feuerzeugs hatte kaum Licht gegeben.

Helligkeit jedoch erschien an anderen Stellen.

Sie kroch praktisch hervor. Es war ein geheimnisvolles grünes Glühen, das aus allen Richtungen drang und die Umgebung allmählich erhellte.

So konnten die Gefangenen einer fremden Dimension endlich den Ort erkennen, an den man sie geschafft hatte.

War es eine Höhle, ein Tempel?

Vielleicht traf beides zu. Jedenfalls ein großer Raum, von dem sternförmig mehrere Gänge abzweigten, die in ein tiefes unbekanntes Labyrinth zu führen schienen.

Doch nicht die Gänge selbst gaben das Licht ab.

Es waren die Wesen, die an ihrem Ende standen.

Griffins mit drei Augen, von denen das auf der Stirnmitte besonders hervorstach, so daß man sie schon als Zyklopen bezeichnen konnte. Sie standen da wie Statuen. Ihre Haut war dunkel, das Haar glänzte wie schwarzer Lack, und sie erinnerten Bill Conolly an die Indianer

aus Nordamerika. Auch die Waffen verstärkten diesen Eindruck noch.
Lanzen, Speere und Bögen hielten sie in den Fäusten, und in den Gürteln ihrer fetzenartigen Beinkleidung steckten kurze Schwerter.
Wenn nur das eine Auge nicht gewesen wäre.
Der grüne Strahl, der darin geboren wurde, fand zielsicher seinen Weg aus dem Dunkel des Hirns in die Halle hinein und erhellte sie so stark, daß die Anwesenden sich auch ohne den Lichtschein eines Feuerzeugs orientieren konnten.
Bill hatte diese seltsamen Wesen noch nicht gesehen, auch Chandler stand vor einem Rätsel, wie man ihm ansehen konnte. Er murmelte irgend etwas, wobei der Reporter überhaupt nicht hinhörte, denn ihn interessierten die Augen.
Nicht allein, daß aus ihnen der seltsam grüne Strahl drang, auch ein Gesicht war darin abgebildet. Es zeigte erschreckend grausame, fratzenhafte Züge.
Dafür gab es nur eine Erklärung.
Arkonada!
Bei dieser Feststellung wurde dem Reporter keineswegs wohler. Er bemühte sich, die Beherrschung zu bewahren und seine Gedanken nicht zur Schau zu tragen.
Es waren pessimistische und trübe Schlußfolgerungen, denn Bill war bekannt, daß Arkonada zu den Großen Alten gehört. Und dagegen anzukämpfen, war für einen normalen Menschen ein Ding der Unmöglichkeit.
Die Bösartigkeit der einzelnen Gesichter blieb. Keines blickte freundlich oder lächelnd. Ein Gegner sollte spüren, mit welch einer Macht er konfrontiert wurde.
In Bills Handflächen sammelte sich der Schweiß. Druck lag in seiner Kehle, sprechen konnte er so gut wie nicht. Er räusperte sich frei.
»Wissen Sie Bescheid?« fragte Chandler leise.
»Ich glaube.«
»Wie stehen dann unsere Chancen?«
»Mehr als mies.«
»Das dachte ich mir.« Chandler lachte leise. »Für die Forschung muß man eben Opfer bringen.« Er hatte seinen Humor nicht verloren.
Bill dachte da anders. »Auf dieses Opfer kann ich gut und gern verzichten.«
»Sehen Sie es nicht so eng. Ich finde es spannend.«
»Auch wenn es uns ans Leben geht?« fragte Bill.
»Noch ist es nicht soweit.«
»Reden Sie doch keinen Unsinn, Chandler!« mischte sich Jane ein.
»Die ziehen Ihnen bei lebendigem Leib das Fell…«
Die grollende, unheimlich klingende Stimme ließ auch eine Hexe wie Jane Collins verstummen. Niemand kannte den Standpunkt des

Sprechers. Er schien sich überall aufzuhalten.

Bill lauschte und kam zu dem Entschluß, daß die Stimme aus den Augen drang. Kein geringerer als Arkonada, der Herr dieser seltsamen Welt, sprach zu ihnen.

»Ich habe euch zu mir geholt«, sagte er, »weil ich dem Teufel einen Streich spielen will. Und ich habe auch nicht vergessen, daß jemand unter euch war, der ein Testament gelesen hat, das seinen Augen verschlossen bleiben sollte. Es ist nicht gut, zuviel über den Planeten der Magier zu erfahren, deshalb muß ich korrigieren. Und ich werde es auch. Eine von euch hat das Testament gelesen, eine von euch weiß zuviel. Wahrscheinlich hat sie sich mit euch über den Inhalt des Testaments unterhalten, was ich nicht gutheißen kann. Deshalb werdet ihr alle das Schicksal erleiden, das ich für die eine vorgesehen hatte. Was der Planet der Magier einmal besitzt, das gibt er niemals wieder her…«

Wikka stieß ein böses Knurren aus, bevor sie sich an Jane Collins wandte. »Dann haben wir es dir verdammtem Weib also zu verdanken, daß man uns vernichten will und ich in dieser Welt meine Kräfte nicht einsetzen kann, da sie blockiert werden. Aber eines verspreche ich dir, Jane. Sollte ich jemals von hier entfliehen, werde ich dich in Stücke schlagen!«

»Nimm das Maul nicht so voll!«

»Ihr seid sehr menschlich«, hörten die vier wieder die Stimme. »Streit kann mir nur recht sein…«

Wikka und Jane schwiegen. Dafür redete Arkonada weiter und gab seine nächsten Befehle. »Ihr werdet euch jetzt trennen und in die verschiedenen Gänge eintauchen. Meine Diener, die Griffins, haben den Befehl bekommen, euch gehen zu lassen. Versucht nicht, gegen sie anzugehen, auch Hexenkräfte nutzen nichts, weil ich sie ausgeschaltet habe. Ich hoffe, ich bin verstanden worden, denn auf euch wartet ein Zentrum der alten Magie. Geht jetzt!«

»Dann bis später«, sagte der Professor und grinste schief, während Bill nicht nach einem Lächeln zumute war.

Sie trennten sich und gingen verschiedene Wege. Bill nahm den direkten. Auf ihn wartete ein Griffin, der einen langen Speer in der rechten Hand trug.

Die Spitze zeigte auf den Reporter. Und zwar so lange, bis Bill dicht davorstand.

Dann trat der Griffin zur Seite, gab den Weg frei, und Bill Conolly tauchte ein in einen geheimnisvollen, unheimlichen und düsteren Gang, wobei er nicht wußte, was ihn an dessen Ende erwartete. Denn es gab manche Dinge, die waren schlimmer als der Tod…

***

Für mich waren die drei Griffins Mord-Zyklopen!

Nebeneinander standen sie und hielten ihre Waffen längst in den Händen. Schwert, Bogen und Lanze.

Sollte es die Klinge nicht schaffen, würden sie es eben mit anderen Methoden versuchen, denn der Bogenschütze hatte die Sehne bereits gespannt.

In ihrem Aussehen glichen sie dem des Schwertträgers. Sie besaßen nicht nur das dritte Auge auf der Stirn, auch ihr Haar war ebenso schwarz, lang und fettig. Die Haut zeigte einen braunen Teint. Die Gesichter wirkten langgezogen. Besonders stachen in ihnen die Wangenknochen hervor.

Ich war durch meinen Freund gehandicapt, der sich weiterhin bemühte, die Folgen des Steintreffers abzuschütteln und dabei meine Schulter als Stütze nahm.

Suko war für die drei ein Ziel, das sie leicht treffen konnten. Mit der Beretta erreichte ich nichts, das hatte ich inzwischen festgestellt, vielleicht mußte ich mir von Suko die Dämonenpeitsche ausborgen, um die Gegner zu bekämpfen.

Arkonada hatte es in der Tat verstanden, uns allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, wahrscheinlich wollte er überhaupt nicht, daß wir das Zentrum erreichten.

Diese Gedanken schossen mir innerhalb weniger Sekunden durch den Kopf, während ich gleichzeitig nach einem Ausweg suchte. Das brauchte ich nicht mehr, eine andere Person ergriff die Initiative und stellte sich den Griffins entgegen.

Es war Kara!

An meiner rechten Seite huschte sie vorbei. Das Schwert mit der goldenen Klinge hatte sie gezückt. Wenn jemand mit einer solchen Waffe perfekt umgehen konnte, war es Kara, und das bewies sie auch in den nächsten Augenblicken.

Bevor die drei Griffins sich versahen, war sie schon nahe genug an sie herangekommen, und sie nahm sich den ersten vor. Es war der mit dem Bogen.

Er brauchte die Sehne nur loszulassen, um den Pfeil auf die Reise zu schicken.

Kara war schneller.

Vielleicht hatte es der Griffin noch gewollt und auch geschafft, nur war er da bereits erwischt worden. An dem gespannten Bogen vorbei hatte Kara geschlagen und ihn voll getroffen.

Der Griffin kippte. Als Kara die Klinge wieder zurückzog, schnellte die Sehne nach vorn und katapultierte den Pfeil los.

Zum Glück nicht in meine Richtung, sondern in den grünlich schimmernden Himmel.

Der Griffin selbst überlebte ebenfalls nicht. Er verging in einer

grünlich schimmernden Flamme, die für wenige Sekunden fauchend in der Luft stand.

»Bleib du bei Suko!« rief mir Kara zu und kümmerte sich um die anderen beiden Gegner.

Es paßte mir zwar nicht, Statist zu spielen, ich sah aber ein, daß es besser war, wenn ich Kara die Initiative überließ, sie kannte sich in dieser Welt besser aus.

Die beiden anderen Griffins machten es ihr nicht so leicht wie der erste. Kaum war ihr Artgenosse von der grünen magischen Flamme eingehüllt, als sie sich trennten, um Kara in die Zange zu nehmen. Die Schöne aus dem Totenreich mußte sich dabei gedankenschnell bewegen, damit die Klammer nicht so dicht werden konnte.

Einen Schwertgriff konnte sie parieren. Spielerisch und sicher sah die Bewegung aus, mit der Kara es tat, gleichzeitig drückte sie ihren Gegner zurück, drehte die goldene Klinge und hatte Chancen, sich des Griffins zu entledigen, aber da war noch der zweite.

Seine Lanze wollte er schleudern. Den Arm hatte er bereits weit zurückgenommen. Eingehüllt war er in eine Staubwolke, durch die sein Gesicht wie eine schmutzige Maske schimmerte. Ich vernahm die heiseren Laute aus seinem Maul und warnte Kara durch einen Schrei.

Sie zuckte herum.

In diesem Moment warf der andere die Lanze. Zum Glück war die Distanz relativ groß, so daß Kara auch dieser wuchtig geschleuderten Waffe entgehen konnte.

Ein blitzschnelles Zusammensacken, und das gefährliche Wurfgeschoß zischte über ihren Kopf hinweg.

Kara blieb aber nicht auf der Stelle sitzen. Sofort drehte sie sich herum, damit sie sich dem Schwertkämpfer stellen konnte. Der Lanzen-Griffin schlug einen Bogen und rannte auf seine Waffe zu.

»Kannst du dich halten?« fragte ich Suko.

»Verdammt, lauf hin!«

Ich nahm Suko die Dämonenpeitsche ab. Das Beuteschwert hätte ich auch gern an mich genommen, aber Suko hatte es bei der Flucht als Hindernis empfunden und weggeschleudert.

Der Griffin hatte sich der Lanze genähert. Um Kara konnte ich mich nicht mehr kümmern. Daß sie kämpfte, war zu hören, denn in meinem Rücken hörte ich das Klirren der Waffen. Der dritte Griffin vernahm meine Schritte. Für einen Moment drehte er den Kopf und schaute zurück.

Seine Augen auf der Stirn leuchteten wie ein böses Mal. Die Fratze des Arkonada bewegte sich darin, und plötzlich hörte ich wieder ein dumpfes Grollen.

Das erinnerte mich an die andere Gefahr, die noch existierte.

Arkonada hatte uns das Erdbeben geschickt. Die Häuser waren

bereits eingefallen, jetzt sorgte er dafür, daß auch der Untergrund gespalten wurde. Zwei Donnerstöße krachten unter meinen Füßen. Als Folge wankte der Untergrund.

Unwillkürlich stoppte ich meinen Lauf, um nach links zu schauen, denn dort hatte sich ein gewaltiger Riß gebildet, der aus der Unendlichkeit zu stammen schien und an mir vorbeiwanderte, um irgendwo zu verschwinden.

Es blieb nicht bei dieser Breite. Andere Kräfte stießen hinzu und sorgten dafür, daß ein regelrechter Graben entstand, über den ich hinwegsprang, denn mein Gegner war auch nicht faul gewesen und erwartete mich. Seine Lanze hatte er mittlerweile erreicht. In der rechten knochigen Faust hielt er sie, und die lange Spitze zeigte auf mich. Wo Spitze und Schaft zusammentrafen, hatte der Griffin eine Schleife um die Stelle gewickelt. Vielleicht ein Totem oder Fetisch.

Breitbeinig baute er sich auf. In seinem dritten Auge glühte die Fratze des Dämons Arkonada. Dieses grausame Antlitz war mit allen Einzelheiten nachgezeichnet. Auch ich spürte die böse Ausstrahlung, die davon ausging.

Locker hielt ich die Peitsche. Die drei Riemen schleiften nicht über den Boden, denn ich wollte keinesfalls meine eigene Standfestigkeit verlieren.

Auch der Griffin war bereit. Er kannte sich in den Kampftechniken aus, ein wildes ungestümes Leben hatte ihn dieses gelehrt, und er fintierte geschickt.

Immer wieder stieß er nach mir, so daß ich gezwungen war, auszuweichen. Dabei entdeckte ich noch das Messer mit der krummen Klinge in seinem Gürtel. Er war also doppelt bewaffnet.

Viermal gelang es mir, seinen Finten zu entkommen. Dann geschah etwas, das mir Angst einflößte. Plötzlich bewegte sich unter meinen Füßen der Boden.

Gleichzeitig hatte ich das Grollen aus der Tiefe vernommen. Den Griffin und mich schüttelte ein so großer Schlag durch, daß wir beide Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht bekamen und Mühe hatten, uns zu fangen.

Der Riß im Boden vergrößerte sich nicht nur, die unterirdische Kraft hatte es auch geschafft, den Flecken, auf dem wir standen, von der anderen Masse abzuspalten.

Ich kam mir plötzlich vor wie auf einer schwankenden Insel. Nur befand sich unter dieser Platte sicherlich kein Wasser, sondern flüssige Lava. Davon zeugten auch die Dämpfe, die aus den immer breiter werdenden Gräben drangen und zwischen mir und meinem Gegner wie dichter Nebel trieben.

Ich mußte dem Kampf ein schnelles Ende bereiten, sonst kam ich nicht mehr zurück.

Dem Griffin war dies egal.

Er hatte andere Möglichkeiten und zuckte zur Seite, als ich einen Angriff startete.

Es war mein erster überhaupt, aber das Wesen bewies in diesem Augenblick seine Reaktionsschnelligkeit, denn es entging dem ersten Peitschenschlag, so daß die drei Riemen an seiner linken Seite vorbeipfiffen.

Sofort konterte er.

Bei seiner Vorwärtsbewegung behielt er die Lanze in der rechten Hand, wollte sie mir in den Körper stoßen, kam näher, und da erwischte ihn mein Rundschlag.

Die drei Riemen fanden ihr Ziel. Sie klatschten auf seinen Kopf und verschonten auch den Körper nicht. Der Griffin stoppte. Er riß auch seine normalen Augen weit auf, so daß ich darin den Schrecken sehen konnte, den er empfand.

Gleichzeitig reagierte auch das dritte, von Arkonada gesteuerte Auge.

Hatte ich bisher die Fratze des Dämons darin gesehen, so nahm die Pupille nun einen trüben Glanz an, wurde regelrecht seifig, und ich sah, wie das Gesicht verschwand.

Der Griffin brach zusammen.

Seine urigen Schreie gingen in einem weiteren Donnern unter, als der nächste Erdstoß heranfuhr und mich durch seine Erschütterung und Kraft fast von den Beinen gerissen hätte.

Ich mußte von dieser schwimmenden Insel weg, sonst war ich verloren. Noch einen Blick warf ich auf meinen erledigten Gegner, der am Boden hockte und allmählich zerbrach, wobei kein Tropfen Blut aus seinen Wunden rann, sondern ein gelblicher Staub, der mich an Sägemehl erinnerte.

Von ihm drohte keine Gefahr mehr.

Rauch und Qualm vernebelten die Sicht. Es war schwer, in dieser Hölle überhaupt Luft zu holen. Schon beim Umdrehen erkannte ich die Breite des Spalts und mußte mit Entsetzen feststellen, daß ich sie mit einem Schritt nicht überwinden konnte.

Ich mußte springen.

Aber mit Anlauf.

Viel Platz hatte ich nicht. Zudem wankte die Platte, auf der ich stand, als würden unter ihr jedesmal gewaltige Wellen anrollen, die sie in die Höhe hoben.

Für einen Moment duckte ich mich zusammen, steckte die Dämonenpeitsche in den Gürtel, maß die Entfernung ab, schnellte hoch und nahm den Anlauf, den man mir ließ.

Gefährlich schnell näherte ich mich dem Rand. Wenn ich es nicht schaffte, dann…

Noch ein Schritt…

Ich lief ihn und stieß mich ab.
Es war ein gewaltiger Sprung, der mich nach vorn katapultierte, und ich befand mich noch in der Luft, als ich hinter mir ein Knirschen vernahm. Ich hatte keine Zeit, mich umzudrehen. Für mich zählte allein, daß ich von dieser verdammten Platte wegkam.
Und das schaffte ich.
Unter mir kochte, glühte und brodelte die heiße Lava, aber ich kam über den Graben hinweg und erreichte die Stelle auf der anderen Seite, die mir relativ sicher erschien.
In den Knien brach ich ein, fiel zum Glück nicht zu Boden, sondern konnte mich fangen und hetzte weiter.
Ein peitschender Schlag in meinem Rücken ließ mich stoppen. Ich drehte mich um und sah die Platte, auf der ich mit dem Griffin gekämpft hatte, auseinanderbrechen.
Sie verschwand endgültig. Mir war die Rettung wirklich im letzten Augenblick gelungen.
Dennoch mußte ich achtgeben. Überall riß der Boden auf, und erneute Erdstöße rollten wellenförmig heran.
Aus dem Rauch torkelte jemand auf mich zu. Es war Suko mit blutverschmiertem Gesicht. Er winkte mit beiden Händen, aber Kara entdeckte ich nirgendwo.
»Wo ist sie?« schrie ich Suko entgegen.
Mein Freund blieb stehen, atmete durch den offenen Mund, schüttelte gleichzeitig den Kopf und deutete über seine Schulter. »Irgendwo kämpft sie noch.«
»Gegen den einen?«
»Ja.«
Verdammt, das hätte ich Kara nie zugetraut. Wenn sie so große Schwierigkeiten hatte, mußte dieser Griffin wirklich ein außergewöhnlicher Gegner sein, denn Kara war, was den Umgang des Schwerts betraf, kein heuriger Hase.
»Ich sehe nach!« schrie ich Suko zu.
Ohne Kara waren wir verloren. Wir konnten hier aus eigener Kraft nicht fliehen. Das Erdbeben nahm an Stärke zu. Irgendwann würde der Boden so weit aufreißen, daß es keine Möglichkeit mehr gab, über Gräben oder Spalten zu springen, weil sie dann zu breit waren. Nur Karas magische Kraft konnte uns vor diesem Schicksal bewahren.
Das Klirren der Waffen wurde von den donnernden und peitschenden Geräuschen, mit denen das Gestein zusammenprallte oder riß, begleitet.
Deshalb hörte ich nichts, aber ich sah schließlich die beiden schattenhaften Gestalten, die miteinander kämpften.
Kara hatte es schwer. Im Normalfall wäre der Griffin wirklich von ihr längst erledigt worden, nur hatte sie das Pech gehabt, mit dem Fuß in

einer Erdspalte steckenzubleiben, die sich zum Glück nicht erweiterte, sondern Kara festklemmte.

Der Griffin attackierte sie. Immer wieder hämmerte er mit seinem Schwert zu, und Kara konnte nur abwehren. Noch war es ihr gelungen, aber sie befand sich bereits auf der Verliererstraße, weil die Wucht der gegnerischen Treffer sie immer mehr in die Knie trieb. Bei jedem Schlag gegen die quer gehaltene goldene Klinge sackte Kara weiter zurück. Sie kam überhaupt nicht dazu, eine Gegenattacke aufzubauen.

Kara sah mich. Sie kämpfte aber weiter und gab mit keiner Reaktion zu verstehen, daß Hilfe nahte.

Der Griffin hatte dennoch etwas bemerkt. Vielleicht war es ein sechster Sinn, jedenfalls fuhr er herum, sprang dabei aus der Reichweite der goldenen Klinge und sah mich heranstürmen.

Sofort stach er seine Waffe gegen mich. Mit einem Sidestep wich ich aus und konnte von der Seite her, als ich mich mit dem Griffin auf gleicher Höhe befand, zuschlagen.

Die drei Riemen wickelten sich wie Gürtel um seine Hüften. Der Griffin erstarrte mitten in der Bewegung. Seine Augen öffneten sich, auf dem Gesicht zeichnete sich der Schrecken ab, und die Züge schienen zu zerfließen. Durch eine Gegenbewegung löste ich die Riemen von seinem Körper, und der Griffin brach zusammen.

Wieder sah ich die tiefen Wunden in seinem Körper, aus dem die trockene, sägemehlartige Masse rann und neben ihm liegenblieb.

Ich steckte die Peitsche weg und fiel auf die Knie. Dabei war ich so dicht an Kara herangekommen, daß ich ihr aus kürzester Distanz ins Gesicht schauen konnte.

»Kommst du nicht raus?«

»Ich versuche es. Hilf mir!«

Während ich Kara festhielt, versuchte sie, ihren Fuß zu drehen. Auf ihrem Gesicht zeichnete sich deutlich die Anstrengung ab. Zum erstenmal sah ich auch bei ihr so etwas wie Angst, und als ich den Blick senkte, schaute ich auch in das Gesicht des erledigten Griffin.

Die Fratze des Arkonada war längst aus seinem Auge verschwunden.

Auch aus dieser Öffnung rann dieses seltsame Sägemehl und verteilte sich dicht neben seinem Mund am Boden.

»Ich hab’s, John!« Kara gab ihrem rechten Bein einen Ruck, der durch den gesamten Körper zuckte, und sie kam frei.

Endlich!

Ich hielt sie fest. Für einen Moment ruhte sie sich aus, wobei sich ihre Züge allmählich glätteten.

»Das war im letzten Augenblick!« keuchte sie und suchte nach dem Inspektor. »Wo ist Suko?«

»Wir müssen zu ihm!«

»Ja, es wird Zeit. Normal und zu Fuß schaffen wir es nicht, dieser Hölle zu entkommen.« Zum Glück hatte sie verstanden.

Ich nahm Kara an die Hand. Gemeinsam rannten wir weiter. Begleitet von einem unheimlichen Grollen, das aus der Tiefe der Erde drang. Wir hatten noch Glück, daß wir nur schmale Gräben und Spalten zu überspringen brauchten.

An anderen Stellen sah es viel schlimmer aus. Da war der Boden fast völlig verschwunden. Gewaltige Platten kippten, sie standen senkrecht oder schräg und waren dabei, in einer kochenden, heißen Masse allmählich zu verschwinden.

Dieser Planet war eine Hölle. Sie gehörte Arkonada, einem der Großen Alten, und ich erlebte, wozu diese Dämonen alles fähig waren.

Dann sahen wir Suko. Er wirkte wie ein Gespenst innerhalb der dichten Rauchschleier und ruderte mit beiden Armen, da er auch uns entdeckt hatte.

Kara verhielt ihren Schritt. Wir befanden uns an einer relativ günstigen Stelle, obwohl wir auch hier die Gefahr merkten, die sich unter der Erde zusammenbraute.

Der Boden vibrierte und zitterte. Beides übertrug sich auf uns. Ich erkannte sehr deutlich, daß Eile Not tat.

Suko war da. »Alles okay?« fragte er.

»Ja.«

»Dann versuche ich es!« flüsterte Kara. Im ersten Augenblick rollte eine neue Welle heran. Wir hörten unter unseren Füßen das, unheimliche Knirschen, schauten nach unten und auch in die Höhe.

Dort sah ich ein gewaltiges Gesicht.

Eine grausam entstellte Fratze, aus deren Augen das Böse leuchtete.

Arkonada zeigte sich.

»Achtung, John!« Karas Stimme lenkte mich ab. Wir hatten längst den Kreis gebildet, uns angefaßt und verließen uns völlig auf die Schöne aus dem Totenreich.

Einen Moment später wurde alles anders. Die brodelnde, gefährliche, kochende Welt um uns herum verschwand, und wir überließen uns anderen Kräften, von denen wir nicht wußten, wohin sie uns noch führen würden…

***

Shaos Nerven zitterten!

Die junge Frau war kaum in der Lage, ein Glas zu halten. Auch nach den schrecklichen Ereignissen hatte sie sich nicht beruhigt. Dafür war ihr Traum einfach zu deutlich und zu klar gewesen. Ihr war es, als hätte sie alles selbst erlebt.

Mit beiden Händen strich sie häufiger als gewöhnlich über ihr Gesicht und wurde von Sheila Conolly genau beobachtet. »Was ist nur

los mit dir, Shao?«

»Ich… ich weiß es nicht. Es ist so echt gewesen.« Shao ließ die Hände wieder sinken und schluckte. »So schrecklich echt, verstehst du nicht?«

Sheila nickte. »Doch, ich verstehe dich. Sehr gut sogar. Aber es war ein Traum.«

»Wirklich?«

»Glaube es mir doch. Du siehst völlig normal aus.« Sheila beugte sich vor und legte ihre Hand auf Shaos Knie. Die Chinesin sollte den beruhigenden Druck spüren, doch sie war innerlich zu aufgewühlt, als daß sie hätte vergessen können.

»Das waren furchtbare Minuten«, flüsterte sie und hob die Schultern, als würde sie frösteln. »Vielleicht auch Stunden. Ich weiß es nicht. Mir jedenfalls kam die Zeit so lang vor, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Natürlich verstehe ich. Sehr genau sogar. Aber es ist vorbei. Dein Gesicht existiert nach wie vor. Es hat keinen Schaden genommen.«

Obwohl Shao nickte, klang ihre Antwort anders. »Du hättest sehen müssen, wie ich zwischen Sukos Händen zerfiel. Ich spürte selbst den Druck, den er ausübte, glaubte, seine Hände an meinen Wangen zu fühlen und merkte, wie in meinem Kopf alles brach. So etwas ist schlimm. Das habe ich zuvor noch nie erlebt. Dieser Traum, Sheila, ist kein normaler. Er hat etwas zu bedeuten. Mein Unterbewußtsein hat mir angezeigt, wo sich Suko und John befinden. Zusammen mit Kara. Die drei habe ich sehr deutlich gesehen.«

»Hast du denn eine Erklärung für das, war vorgefallen ist?« wollte Sheila wissen.

»Was glaubst du, wie sehr ich mir darüber schon den Kopf zerbrochen habe? Leider finde ich kein Ergebnis. Das macht mich so fertig. Wenn wir eine Spur hätten…«

»Dein Unterbewußtsein ist die Spur«, sagte Sheila leise.

»Ja, das denke ich mir auch. Nur, ich hatte das Gefühl, als würde es sich in einer fremden Hand befinden, sich unter einer anderen Gewalt ducken. Kannst du dir das vorstellen?«

»Es ist schwer«, gab Sheila zu.

»Das finde ich auch. Und deshalb frage ich mich, wer sich für diese Beeinflussung des Unterbewußtseins verantwortlich zeigt. Ich habe hin und her überlegt, zu einem Ergebnis bin ich nicht gekommen, so leid mir dies tut.«

Sheila hob die Schultern und stand auf. Die beiden Frauen befanden sich im Schlafzimmer der Conollys, das praktisch aus zwei Bereichen bestand, denn eine Hälfte davon glich mehr einem Wohnraum. Hier standen eine Couch, Sessel, es gab Spiegel, einen Schminktisch, einen stummen Diener, auf dem noch Kleidung von Bill Conolly hing.

Die Zeit war auch weiter fortgeschritten. Hinter den beiden lag bereits die Tageswende.

»Es ist schrecklich, hilflos zu sein«, sagte Shao plötzlich. »Ich spüre es immer deutlicher.«

Sheila unterbrach ihre Wanderung. »Was aber willst du dagegen unternehmen?«

»Nichts.«

»So denke ich auch, und ich frage mich die ganze Zeit über, ob sich Bill auch in Sukos und Johns Nähe befindet.«

»Das wäre vielleicht sogar gut. So kann einer den anderen unterstützen.«

Mit dem Rücken lehnte Sheila gegen einen Schrank. »Für mich steht jedenfalls fest, daß sich die Männer nicht mehr in unserer normalen Welt befinden, sondern in einer, die durch das Unterbewußtsein zu erreichen ist, wenn jemand schläft und unmittelbar mit den verschwundenen Personen zu tun hat.«

»Gut formuliert«, lobte Shao und ließ ein bitteres Lachen hören.

Sheila lächelte schmal. »Ich habe auch lange genug darüber nachgedacht.«

»Und? Bist du zu einem Ergebnis gelangt?«

»Leider nicht.«

»Das ist es ja, was mich so schafft.«

»Aber du, Shao, hättest mehr Chancen, es herauszubekommen. Viel mehr als ich.«

»Wieso?«

»Erstens bist du über die einzelnen Fälle besser informiert, und zweitens ist deine Abstammung, entschuldige den nächsten Ausdruck, nicht so normal.«

»Du sprichst auf meine Ahnenreihe an.«

»Genau.«

Shao runzelte die Stirn und drehte sich zur Seite. Sie sprach ins Leere, ihre Stimme klang dünn und emotionslos. »Da irrst du dich leider, Sheila. Zwar stamme ich von der Sonnengöttin Amaterasu ab, wobei ich über Details überhaupt nicht informiert bin, aber es gibt da ein großes Problem. Amaterasu und die Vorgänge, die wir hier erleben, sind zwei Paar verschiedene Schuhe. Bei Shimada und den Ninjas war es etwas anders, aber nicht hier. Wenn wir es mit einer Magie der Großen Alten zu tun haben, kann ich nichts unternehmen.«

»Wirklich nicht?«

»Nein, auch wenn du nicht locker läßt, Sheila. Ich bin ebenso rat- und hilflos wie du. Wir können nur hier sitzen und abwarten. Vielleicht auch raten, das ist alles.«

Sheila schlug mit der flachen Hand gegen die Wand. »Das will mir einfach nicht in den Kopf. Es muß eine Verbindung zwischen unseren

Männern und uns geben.«
»Die ein Dämon darstellt.«
»Und welcher?«
»Ich bin auch nicht sehr gut informiert«, erwiderte die Chinesin, »könnte mir jedoch vorstellen, daß es sich bei diesem Dämon um Arkonada handelt.«
»Du kannst deine Antwort auch begründen?«
»Sicher. Erstens habe ich von Suko erfahren, um was es ungefähr bei den letzten Fällen ging, dann erinnerte ich mich wieder an diesen Tätowierer Gregg. In seinen Körper ist damals der Geist des Arkonada gefahren und hat ihn beeinflußt. Wenn er das konnte, aus welchem Grunde sollte es ihm dann nicht gelingen, auch dein Unterbewußtsein zu beeinflussen? Denk darüber nach.«
Das tat Sheila. Nach einer Weile meinte sie: »Arkonada ist doch einer der Großen Alten?«
»Richtig.«
»Haben die anderen denn überhaupt eine Chance, gegen ihn anzukommen? Du kennst die Kräfte dieser Dämonen…«
»Ich kenne sie nicht. Ich weiß nur, wie gefährlich sie sind und daß sie keine Gnade kennen.«
»Das meinte ich.«
»Bisher haben sie es immer geschafft.« Shao gab sich optimistisch.
»Suko und John ja. Sie sind besser ausgerüstet als Bill und haben auch mehr Erfahrung.«
»Bei Bill ist es nicht sicher, ob auch er mit Arkonada zusammengetroffen ist«, gab Shao zu bedenken.
»Ich habe das Gefühl, daß dort zwei Fälle ineinandergreifen.« Sheila hob die Schultern. »Aber was soll's? Wir beide können nichts machen. Auch das Herumsitzen hat keinen Sinn. Am besten wird es sein, wenn wir uns wieder hinlegen und versuchen, einige Stunden zu schlafen.«
»Kannst du das?«
»Kaum. Dennoch will ich auch nicht die ganze Nacht über aufbleiben.«
Shao nickte. »Ich lasse die Tür zu meinem Zimmer offen. Wenn etwas ist, ruf bitte!«
»Geht klar, Shao. Umgekehrt aber auch.«
»Natürlich.«
Wenig später schlug die Chinesin die Bettdecke im Gästezimmer zur Seite. Es war eine hilflos wirkende Geste, mit der sie dies tat. Shao kam sich verloren vor, sogar unnütz. Sie hatte das Gefühl, kein Mensch mehr zu sein, sondern eine Maschine, die man aufgedreht hatte und die jetzt kaum mehr ablief.
Auf der Bettkante nahm Shao Platz, strich mit einer müde wirkenden Geste das lange schwarze Haar zurück und ließ sich dann nach hinten

fallen. Wieder versank ihr Kopf in den Kissen. Die Angst wollte einfach nicht weichen.

Tief atmete Shao durch. Sie versuchte, sich durch diese Atemtechnik zu beruhigen, es war kaum zu schaffen. Stets sah sie die Bilder des letzten Traumes vor sich und besonders das eine, als ihr Gesicht zwischen Sukos Händen zerbrach. Shao wußte, daß sie in eine Magie hineingeraten waren, die so unerklärlich und schlimm war, daß es gegen sie wohl kein Mittel mehr gab.

Schlafen konnte sie nicht. Starr wie eine Tote lag sie auf dem Rücken.

Die Hände befanden sich auf der Bettdecke. Shao starrte gegen die Decke, wo die brennende Lampe einen Kreis zeichnete, der an seinen Rändern verlief.

Sie dachte an Suko, an den gemeinsamen Freund John Sinclair, und eigentlich hatte sie nicht weinen wollen, doch nun, wo sie allein war, brauchte und konnte sie die Tränen einfach nicht mehr unterdrücken.

Sie glitzerten in ihren Augen und rannen an beiden Wangen entlang in Richtung Kinn.

Shao konnte einfach an nichts anderes mehr denken, nur noch an den fürchterlichen Traum.

Wenn sie den Kopf ein wenig nach rechts drehte, fiel ihr Blick auf das Fernsehgerät. Sie dachte für einen Moment daran, es einzuschalten, die Fernbedienung lag in greifbarer Nähe, dann verwarf sie den Gedanken wieder. Da konnte kommen, was wollte, auch die bewegten Bilder lenkten sie nicht von ihren Sorgen ab.

Und so lag Shao still.

Nicht weit entfernt befand sich das Schlafzimmer der Conollys. Die Türen zu beiden Zimmern waren nicht geschlossen worden. Während die Chinesin still in ihrem Bett lag, hörte sie manchmal Sheilas Stimme.

Sie konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde, rechnete jedoch damit, daß Sheila leise vor sich hinbetete.

Der Druck nahm zu. Shao hatte damit gerechnet, daß sie sich irgendwann beruhigen würde, das geschah nicht. Es fiel ihr überhaupt schwer, liegenzubleiben, sie spürte im Mund wieder den pelzigen Geschmack und entschloß sich ein Glas zu trinken.

Shao schwang die Bettdecke zurück. Auf der Kante blieb sie für einen Moment sitzen. Aus dem Schlafzimmer der Conollys hörte sie nichts mehr. Vielleicht war Sheila trotz allem eingeschlafen. Obwohl Shao dies nicht gelang, gönnte sie es der Freundin.

Die Stille des Raumes zerrte plötzlich an ihren Nerven. Shao fühlte sich unwohl. Sie merkte auch die Feuchtigkeit auf ihren Handflächen.

Angstschweiß hatte sich dort gebildet, und als sie mit einem Ruck aufstand, folgte der Schwindel.

Gleichzeitig begann sie zu frieren, so daß sie automatisch nach dem Morgenmantel griff, der in erreichbarer Nähe hing. Sie streifte ihn über.

Shao schritt um das Bett herum. Möglichst leise trat sie auf, weil sie Sheila nicht stören wollte. Auf einem kleinen fahrbaren Wagen in der Nähe standen noch die Flasche und auch ein Glas. Der Saft würde vielleicht den bitteren Geschmack aus dem Mund spülen.

Shao kam nicht dazu, einen erfrischenden Schluck zu nehmen. Kaum hatte ihre Hand die Flasche berührt, als sie aus dem anderen Schlafzimmer einen Laut vernahm.

Es war ein Ruf!

»Bill!«

Für einen Moment blieb Shao stehen. Über ihren Rücken rann eine Gänsehaut. Die Hand löste sich von der Flasche, und die Chinesin lauschte, ob sich der Schrei wiederholen würde.

»Bill!«

Jetzt hielt Shao nichts mehr. Obwohl Sheila nur dieses eine Wort gerufen hatte, waren sehr deutlich die Panik und die Angst zu hören gewesen, die in der Stimme mitschwangen.

So rasch wie möglich huschte Shao aus dem Zimmer, lief in den Gang und sah Nadine, die Wölfin. Auch sie war alarmiert worden. Mit kräftigen Sprüngen hetzte sie heran, und sie erreichte das Zimmer, in dem Sheila lag, früher als Shao.

Mit dem Ellenbogen drückte die Chinesin die Tür bis zum Anschlag hin auf, trat über die Schwelle, machte auch Licht und sah Sheila aufrecht im Bett sitzen.

Steif wie eine Puppe hockte sie da. Weit geöffnet die Augen, die Hände geballt und den Blick gleichzeitig nach außen und innen gekehrt, als würde sie etwas erkennen, das außer ihr niemand sah.

»Sheila!« Shao lief um das Bett herum und wollte die Freundin an der Schulter fassen.

»Nein… laß mich…«

Ihre Stimme klang so scharf, daß die Chinesin zurückzuckte und einige Schritte entfernt stehenblieb.

Da wartete sie gespannt, richtete den Blick auf Sheila hoffte, daß sie noch weitersprach.

Das geschah nicht.

Sheila blieb stumm. Ihre Lippen hatte sie so fest zusammengedrückt, daß sie einen Strich bildeten. Nach wie vor war der Blick in nur für sie sichtbare Fernen gerichtet.

»Bill…« Ein leiser verwehender Ruf drang aus ihrem Mund. »Bill, ich bitte dich…«

Shao atmete tief ein. Es machte ihr Angst, die Freundin so sitzen zu sehen und sprechen zu hören. Gern hätte sie geholfen, doch Sheila

mußte in diesem Fall den Kampf allein durchstehen.
»Ich habe ihn gesehen…« Diesen Satz sprach sie wie ein Roboter. So abgehackt, so unnatürlich und mit einer Stimme, die Shao bei ihr noch nie gehört hatte.
Jetzt hielt die Chinesin nichts mehr. Sie trat noch einen Schritt vor, geriet bis nahe an das Bett heran, beugte sich nach vorn und umklammerte die Schultern der Freundin.
»Sheila, jetzt mußt du reden, bitte! Ich habe Suko gesehen, du deinen Bill. Vielleicht kommen wir…«
»Es war schlimm, Shao.« Diesmal klang Sheilas Stimme dumpf und dunkel. »Sehr schlimm sogar. Ich konnte nichts machen, nichts tun, ihm nicht helfen…«
»Wann hast du ihn gesehen? Auch im Traum?«
»Ja.«
Quälend atmete Shao ein. Im Traum hatte sie ihren Bill gesehen. Shao war es mit Suko ähnlich ergangen, und die Parallelen lagen hier auf der Hand.
Die Chinesin merkte sehr deutlich, daß Sheila berichten wollte, deshalb löste sie sich von ihr und nahm auf einem kleinen Hocker Platz, ohne die blonde Frau allerdings aus den Augen zu lassen, während sich die Wölfin neben das Bett gehockt hatte. Shao brauchte auch keine weitere Frage mehr zu stellen, denn Sheila begann damit zu berichten.
»Es fiel mir sehr schwer, einzuschlafen, aber schließlich schaffte ich es doch. Die Müdigkeit kam, mir fielen die Augen zu, aber ich merkte, daß ich nicht richtig tief und fest schlief. Es war mehr ein Dahindämmern. Manchmal wurde ich sogar wach, öffnete die Augen und sah, weil ich das Licht hatte brennen lassen, auch dieses Zimmer. Es war seltsam, Shao. Die Gegenstände sind zwar tot, dennoch kamen sie mir vor, als würden sie leben. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich nicht mehr allein. Alles um mich herum wurde plötzlich anders, und ich konnte in diesem Zimmer eine andere Welt sehen, verstehst du das?« Sheila schaute Shao an und wartete förmlich auf ihr Nicken.
Shao schüttelte den Kopf. »Sorry, Sheila, aber ich komme da noch nicht mit.«
»Ja… wie soll ich es dir erklären? Ich hatte das Gefühl, als hätte sich eine andere Welt über die meine geschoben, so daß sich hier zwei vereinigten.«
»Welch eine Welt denn?«
»Das kann ich dir nicht sagen. Aber vielleicht die aus deinem Traum. Es war sehr schlimm, denn ich hatte das Gefühl, an dieser Welt festgeklammert zu sein. Ich kam einfach nicht los von ihr, und das seltsame Bild blieb auch weiterhin.«
»Was zeigte es denn?«

»Nicht das, was du gesehen hast, Shao. Eine ganz andere Szene. So grauenhaft, so schlimm. Wie in der Hölle.«

»Und war Bill auch da?«

»Sicher, deshalb habe ich ihn ja gerufen, doch er schien mich nicht zu hören. Er und die anderen nicht.«

»Welche anderen? John? Suko?«

»Nein, die nicht. Aber Jane Collins, Professor Chandler und auch noch Wikka!«

»Himmel!« Shao preßte das Wort hervor. Sie wurde bleich und ging einen Schritt zurück. »Hast du dich nicht getäuscht, Sheila? Waren die vier Personen tatsächlich vorhanden?«

»Wenn ich es dir doch sage. Ich sah sie so deutlich, als stünden sie tatsächlich hier im Raum. Aber das war nicht alles…« Sheila senkte die Lautstärke ihrer Stimme und sprach nur mehr flüsternd weiter. »Ich konzentrierte mich vor allen Dingen auf Bill und erfuhr«, jetzt füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sheila wischte sie weg, bevor sie weitersprach. »Ich erfuhr, daß sie sterben sollten. Verstehst du, Shao? Alle sollen sterben, alle…«

»Bill auch?« fragte die Chinesin.

»Ja, Shao, Bill auch.« Sheilas Kopf sank nach vorn. Beide Hände preßte sie gegen ihr Gesicht und begann zu weinen…

***

Eine andere Stelle - dieselbe Welt!

Aber kein Erdbeben, kein Vibrieren, kein Krachen und Bersten. Eine nahezu unnatürliche Ruhe umgab uns, eine bedrückende Stille.

Wir drei schauten uns an, und selbst der verletzte Suko lächelte. Es wirkte wie ein gewaltiges Aufatmen nach dem ersten furchtbaren Sturm, den wir glücklich hinter uns gebracht hatten, dank Karas magischer Fähigkeiten.

Daran gab es nichts zu rütteln. Ihr allein hatten wir es zu verdanken, daß wir noch existierten.

Suko griff in die Tasche und holte ein Tuch hervor. Die Wunde blutete nicht mehr, obwohl sie ziemlich tief war. Das bekam ich zu sehen, als mein Freund das in der Nähe klebende Blut zur Seite gewischt hatte.

»Bist du wieder okay?« fragte ich ihn.

»Es haut so hin, danke.«

Auch Kara und ich hatten zum Glück nichts abbekommen. Und wir waren dort gelandet, wo wir hinwollten.

Hatte Arkonada nicht von einem Zentrum gesprochen und es sogar beschrieben?

Das, was wir in der Nähe zu sehen bekamen, erinnerte uns ziemlich exakt an die Beschreibung. Wir sahen eine hohe Mauer, die

irgendwelche Gebäude umschließen mußte. Ferner erkannten wir die Hügellandschaft, die, wäre sie bewaldet gewesen, sicherlich lieblich ausgesehen hätte. Doch die Erde wirkte kahl, verbrannt, und der Staub besaß eine gelblich braune Farbe.

Nur von den Griffins sahen wir nichts.

Eigentlich hätten sie in der Nähe warten sollen, weil sie ja das Zentrum bewachten, doch Arkonada hatte sie zurückgezogen.

Vielleicht wollte er, daß wir unbehindert sein Zentrum betraten, um uns erst jenseits der Mauern eine Falle zu stellen.

Darüber waren wir uns einig. Suko schlug vor, Arkonada nicht mehr länger warten zu lassen. »Irgendwann müssen wir ihm gegenübertreten. Je früher, desto besser.«

Da hatte der Chinese ein wahres Wort gesprochen. Das erste große Problem war die Mauer. Sie mußten wir überwinden, was gar nicht so einfach war. Sicher, Kara hätte es abermals durch ihre Magie versuchen können, aber das wäre zuviel des Guten gewesen, denn jede Beschwörung oder Konzentration kostete sie Kraft, und wer konnte schon sagen, ob sie diese Kraft nicht noch später nötiger gebrauchen würde.

»Keine Mauer ohne Tor«, sagte ich und kehrte den Optimisten hervor.

»Los, laß uns marschieren!«

Das taten wir.

Vor uns lag dieses seltsame Hügelland in einem nahezu bedrückenden Schweigen. Nur unsere Schritte hörten wir und sahen den Staub, den die Schuhe in die Höhe wirbelten.

Die Entfernung hatte uns getäuscht. Die hohe Mauer lag weiter entfernt, als wir annahmen.

Es gab keine Sonne auf diesem Planeten, Nur die seltsam grün gefärbte Luft war überall gegenwärtig. Wahrscheinlich gab es auch keinen Tag. Eine Nacht ebenfalls nicht, und so blieb alles gleich, denn Dämonen brauchen keinen Schlaf.

Ich dachte über Arkonada nach und auch über die goldene Pistole, die ich bei unserer Reise gesehen hatte. Übergroß und gewaltig hatte ihre Mündung aus dem Planeten geschaut, bisher jedoch hatten wir keine weitere Waffe mehr zu Gesicht bekommen.

Wir hatten das Glück des Tüchtigen, denn wir entdeckten tatsächlich so etwas wie ein Tor in der Mauer. Von unserem Standpunkt aus betrachtet, wirkte es wie ein dunkles yiereck im hellen Lehmgelb der Umrandung.

Aber es war geschlossen.

»Sehr irdisch sieht das alles aus«, stellte Suko fest, als er für einen Moment stehenblieb, bevor er sich mit einer Frage an Kara wandte. »Wie ist das möglich?«

»Ich würde den Begriff irdisch nicht so ohne weiteres

unterstreichen.«

»Sondern?«

»Atlantisch, Suko. Dieses Gebäude erinnert mich an einige Bauten in meiner Heimat.« Kara hatte sehr leise gesprochen, dann wiederum übermannte sie die Erinnerung.

Ich konnte sie verstehen. Wir ließen sie mit ihren Gedanken allein, bis sie von selbst nickte und darauf bestand, den Weg fortzusetzen.

Das große Tor war ebenso hoch wie die Mauer. Aus zwei breiten Flügeln bestand es. Das Holz sah stabil aus, als wäre es für eine Ewigkeit gebaut worden.

Da kamen wir nicht durch. Wir hätten schon Herkules sein und eine Ramme benützen müssen.

Ziemlich ratlos blieben wir stehen und schauten in die Höhe. Zu beiden Seiten reihten sich neben dem Tor die glatten Steinquader an und aufeinander. Sie bildeten das Hindernis, über das wir ohne Seile und Haken einfach nicht hinwegkamen.

»Wer hat eine Idee?« fragte Suko.

»Ich könnte es noch einmal versuchen«, erwiderte Kara. »Vielleicht…«

»Nein, nein, laß es mal sein.« Auch ich sprach mich dagegen aus. »Wir werden schon eine Möglichkeit finden.«

»Wie war das noch im Märchen?« murmelte Suko. »Da sagte der Held ›Sesam öffne dich‹ und das Tor…«

Suko verstummte erstaunt. Auch wir schauten ziemlich ungläubig aus der Wäsche, denn kaum hatte Suko den einen Satz beendet, als Bewegung in das Tor geriet.

Der rechte Flügel begann zu zittern, dann zu knarren, bevor er sich allmählich nach innen schob.

»Sind wir hier im Märchen?« flüsterte mein Freund erstaunt.

»Sieht so aus«, erwiderte ich.

Auch Kara war überrascht. Sie kommentierte den Vorgang nicht und schüttelte nur den Kopf.

Noch trauten wir dem Frieden nicht, deshalb blieben wir vorerst stehen und schauten zu, wie der schwere Flügel unter knarrenden und ächzenden Geräuschen immer weiter nach innen schwang.

Wir hatten eine gespannte Haltung eingenommen. Karas rechte Hand lag auf dem Schwertgriff, während Suko seine Dämonenpeitsche festhielt. Ich besaß leider keine wirksame Waffe, denn auch mein Kreuz half mir in dieser mythologisch anders strukturierten magischen Welt nicht. Ich mußte mich auf meine Freunde und auf die Improvisationsfähigkeit voll und ganz verlassen.

Allmählich enthüllte sich ein großer Innenhof unseren Blicken. Wir hatten damit gerechnet, Gebäude zu sehen, ähnlich wie in den Burghöfen, die es auf der Erde gab, da allerdings sahen wir uns

getäuscht.
Der große Innenhof war völlig leer.
Eine glatte Fläche, kein Lebewesen, nicht ein Griffin und auch nicht Arkonada.
Die Leere machte uns stutzig. Noch trauten wir uns nicht, den Innenhof zu betreten, und Suko sagte: »Das ist nicht das Zentrum, von dem Arkonada gesprochen hat. Nein, das kann es nicht sein. Oder?« Er schaute uns fragend an.
Wir waren ebenfalls seiner Meinung.
»Bist du nicht informiert, Kara?« wandte ich mich an die Schöne aus dem Totenreich.
»Nein, ich kenne diesen Planeten zwar, aber er befindet sich in der Hand eines mächtigen Schwarzblütlers, und Arkonada kann mit ihm machen, was er will.«
Ich folgerte schnell. »Du meinst, er kann ihn verändern?«
»Natürlich. Das hat er schließlich durch das Erdbeben bewiesen. Es hat auch nichts zu bedeuten, daß wir weder ihn noch seine Griffins sehen, sie lauern in der Nähe und beobachten uns. Davon gehe ich aus. Hier atmet jeder Stein Arkonadas Geist aus. Die Materie ist veränderbar, laßt euch das gesagt sein.«
Dieser letzte, allgemein gesprochene Satz konnte vieles beinhalten, und wir sollten ihn auch in naher Zukunft bestätigt bekommen. Noch standen wir vor dem Tor, obwohl es sich so einladend geöffnet hatte.
Kara machte den Anfang. Sie wollte nicht mehr draußen bleiben und endlich mit dem Zentrum konfrontiert werden.
Ich blieb hinter ihr und deckte ihr den Rücken. Suko deckte den meinen, da er nicht mit mir auf einer Höhe schritt.
Wir waren sehr vorsichtig. Kein Windzug fuhr über das Land. Vor uns lag schweigend der Burg-Innenhof, und als ich ebenfalls das Tor durchschritten hatte, kam ich mir vor wie in einem Gefängnis, denn nun sah ich die Mauern von innen.
So leicht, wie sich das Tor geöffnet hatte, konnte es sich bestimmt wieder schließen.
Das geschah auch.
Kaum hatten wir alle den Hof betreten, als das Knarren in unserem Rücken aufklang, wir herumwirbelten und sahen, wie die rechte Hälfte des Tors wieder zuschwang.
Diesmal jedoch sehr schnell.
Wir kamen nicht mehr dazu, den Hinweg auch als Fluchtweg zu benutzen, denn das Tor wurde sehr schnell und hämmerte mit einem Knall zu, der an einen Kanonenschuß erinnerte.
»Das war's«, sagte Suko und schaute sich um. »Arkonada hat uns.«
»Oder wir ihn«, sagte Kara.
»Du traust dir zu, gegen ihn anzutreten?« fragte ich sie.

Kara hob die Schultern. »Es wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben. Wir müssen es zu einem Ende bringen. Oder siehst du das anders?«

»Nein.«

»Arkonada ist einer der Großen Alten. Was er hier tut, wird von den anderen gestützt. Da arbeitet keiner auf eigene Faust, das kann ich dir versprechen…«

»Werden sie ihm auch beistehen?« wollte ich wissen.

»Ich hoffe nicht«, erwiderte Kara leise. »Gegen alle sechs anzutreten, ist für uns unmöglich…«

»Hattest du nicht von sieben Großen Alten gesprochen?«

»Es ist ein Gerücht, John, mehr nicht. Aber es könnte sein«, antwortete Kara und schaute mich so an, als wüßte sie doch mehr, als sie zugeben wollte.

Es war jetzt nicht die Zeit, darüber zu diskutieren. Sollte Kara mit ihrer Vermutung recht behalten, würde ich es noch früh genug erfahren.

Im Vergleich zu den hohen Mauern kamen wir uns winzig und irgendwie verloren vor. Ich hatte die Innenwände mit meinen Blicken längst abgetastet und festgestellt, daß es auch hier keine Chance gab, hochzuklettern. Es waren weder Leitern vorhanden noch Einkerbungen oder Stufen im Gestein.

»Alles auf dieser Welt atmet seinen Geist«, hörte ich Kara flüstern und schaute sie erstaunt an.

Auch Suko wunderte sich darüber, daß sie jetzt mit dieser Bemerkung herausrückte.

»Was ist denn los?« fragte er.

Karas Blick zeigte Unruhe. Sie hob eine Hand, spreizte die Finger und bewegte sie hektisch. »Ich… ich spüre etwas«, erwiderte sie flüsternd.

»Da bahnt sich einiges…« Sie verstummte, legte den Kopf in den Nacken und schaute in die Höhe.

Wir folgten ihrem Blick.

Kara hatte sich nicht geirrt. Es ereignete sich tatsächlich einiges. Der blasse, wenn auch leicht grüne Himmel über uns nahm eine andere Färbung an. Aus unendlichen Tiefen strömte eine seltsame Schwärze, die sich in das Grün schob und es verdunkelte, so daß über uns ein geheimnisvolles Licht entstand.

Eine Art von zwielichtiger Helligkeit, die den klaren Blick zwar beeinträchtigte, Konturen und Umrisse jedoch nach wie vor scharf nachzeichnete.

»Er meldet sein Kommen«, flüsterte Kara.

Es war klar, daß sie mit ihm den Dämon Arkonada gemeint hatte, aber noch hielt dieser sich zurück.

Dafür erschienen seine Diener.

Diesmal bekamen wir bestätigt, daß alles, was auf diesem Planeten existierte, dem großen Arkonada gehörte. Jeder Stein, aus dem die gewaltige Mauer errichtet worden war, besaß sein eigenes Leben, das nur dem Herrn dieser Welt gehörte.

Wir hatten seine Mord-Zyklopen innerhalb dieses Burghofes vermißt.

Nun zeigten sie sich.

Ein unheimlicher Vorgang, wie er sich nur mit Schwarzer Magie erklären ließ, lief vor unseren Augen ab. Mit Entsetzen mußten wir feststellen, daß die Mauern gar nicht tot waren, sondern Leben in ihnen steckte, und zwar in jedem einzelnen Stein.

Es erschienen Gesichter. Aus der Tiefe eines jeden Steines heraus gelangten die Fratzen an die Oberfläche, und sie füllten das Rechteck fast völlig aus.

Arkonada zeigte uns seine Mord-Zyklopen!

Grausame, unheimliche Gestalten mit drei Augen, von denen jeweils zwei fast völlig geschlossen waren, das dritte aber wie ein Oval glänzte und offenstand.

In jedem Auge sahen wir das Gesicht.

Arkonada war überall. Mir fiel ein, daß wir uns im Orwell-Jahr befanden, als ich diese schrecklichen Glotzaugen erkannte, aber wir wurden hier nicht vom Objektiv einer Kamera bewacht, sondern von Arkonada, einem der Großen Alten.

Von zwei Seiten stierte man uns an. Nur die Höhe war frei und natürlich der Boden, auf dem wir standen. Aber über uns verdunkelte sich das Licht immer mehr.

Es wurde zu einem schwarzfarbigen Grün, und die Luft kam mir irgendwie schwerer vor, denn ich hatte gewisse Mühen, sie frei und sicher einzuatmen.

»Merkst du etwas?« flüsterte Suko.

»Ja, die Luft.«

»Eben.«

»Arkonada schreitet zur Vernichtung«, sagte Kara. »Wir werden wohl einiges zu erleiden haben. Das mit den Griffins hat er verdammt geschickt gemacht, er weiß haargenau, daß wir sie auf diese Art und Weise nicht packen können. Ich komme mit meinem Schwert nicht überall hin.«

»Das stimmt, Kara!« dröhnte die gewaltige Stimme des großen Dämons. Und diesmal sahen wir ihn.

Hoch über uns schwebte er. Unsere gesamte Sichtweite des dunklen Himmels wurde von dem einen Gesicht eingenommen, von dieser grauenhaften schrecklichen Fratze, die wir unzählige Male auch in den Steinen zu sehen bekamen.

Doch wie harmlos wirkten diese Gesichter im Vergleich zu der am Himmel schwebenden Schreckens-Visage.

Falten, Runzeln, übergroß, flächig und gleichzeitig unermeßlich tief, umwirbelt von düsteren Schatten, die an zerrissene Nebelfetzen erinnerten. Sie huschten vor der Fratze hin und her, kamen von der Seite oder wischten von oben nach unten, auch umgekehrt, so daß es wirkte, als würde das Gesicht ständig neue Formen annehmen.

Ich wußte, daß der kleine Magier Myxin schon einmal versucht hatte, das Gesicht zu zerstören. Mit Todesverachtung hatte er sich ihm entgegengestürzt, doch es war ihm nicht gelungen, die widerliche Visage auszumerzen. Selbst die goldene Klinge konnte es nicht schaffen, denn Arkonada hielt stets einen letzten Trick bereit.

Auch damals war es um Gesichter gegangen, die ein Tätowierer namens Gregg so teuflisch genau auf die Haut der Menschen zeichnen konnte. Kaum jemand hatte bis dahin geahnt, daß in Gregg der Geist eines der Großen Alten steckte, denn es war Arkonada gewesen, der damals unsichtbar die Hand des anderen geleitet hatte, damit dieser für ihn die Diener herbeiholen konnte.

Auch hier sahen wir die widerlichen, schaurigen Fratzen, und über allem schwebte das Gesicht, von dem das Grauen ausging.

Noch wurden wir nicht körperlich angegriffen, und ich erinnerte mich wieder an die Steine, die in London erschienen waren. Da hatte ich Arkonadas Gesicht gesehen, war von seiner höllischen Faszination in den Bann geschlagen worden und hatte mich aus eigener Kraft nicht befreien können, denn einem alten Freund und jetzigen Feind war es gelungen, Arkonada in die Flucht zu schlagen.

Myxin.

Und dieser wiederum besaß eine geheimnisvolle Totenmaske aus Atlantis, über die wir noch keinen Bescheid wußten.

In dieser Lage hätte uns Myxin sicherlich auch helfen können, aber er war weit, sehr weit entfernt, so daß wir mit unseren Problemen allein fertig werden mußten.

»Ihr seid gekommen!« hörten wir Arkonadas Stimme wie einen gewaltigen Donnerhall. »Nichts anderes habe ich von euch erwartet, und ich habe es geschafft, fast alle meine Feinde zusammen auf den Planeten der Magier zu versammeln. Ihr seid nicht die einzigen. Aber ihr seid diejenigen, die einer ersten Hinrichtung zuschauen dürfen. Gebt genau acht, was nun geschieht…« Die Worte des Arkonada hatten uns tatsächlich neugierig gemacht. Aus diesem Grunde schauten wir auch scharf hin.

Und dann öffnete sich der Boden.

Die Öffnung befand sich genau in der Mitte des Burghofs. Sie war plötzlich entstanden, nur ein seichtes Flirren und Flimmern war zuvor zu sehen gewesen, und sie erinnerte uns an einen gewaltigen Krater, in dessen Tiefe etwas lauerte.

Wir befanden uns etwa zehn bis zwölf Schritte vom Rand der

Öffnung entfernt. Noch konnten wir nicht hineinschauen, doch Arkonada wollte, daß wir sahen und Bescheid wußten.

»Tretet näher!« donnerte er uns aus der Höhe entgegen. »Schaut hinein, blickt in das Zentrum des Planeten und seht, was ich mit meiner Magie schaffen konnte.«

Sollten wir uns weigern?

Nein, es hatte keinen Sinn, zu dem Entschluß kamen wir alle drei. Ich war es, der den Anfang machte und die ersten zögernden Schritte vorsetzte.

Kara und Suko rahmten mich ein. Ich schaltete bewußt meine Gedanken und Vermutungen aus, wollte nicht darüber nachdenken und mich selbst überzeugen, so wurde ich wenigstens auch nicht zu unangenehm überrascht.

Am Rand blieb ich stehen.

Neben mir verhielten Kara und Suko ihre Schritte.

Beide stöhnten wie ich auf, und Suko sprach das aus, was wir wohl alle dachten.

»Das ist doch nicht möglich…«

***

Bill Conolly wußte nicht, was mit seinen Gefährten geschehen war, er jedenfalls wurde von dem röhrenförmigen, unheimlichen Gang verschluckt, und seine Umrisse verschmolzen mit dem seltsamen Licht, das grünlich aus den Wänden strahlte.

Hinter ihm lauerte der Griffin. Ohne sich umzudrehen, wußte der Reporter, daß dieses Wesen nach wie vor seine Lanze in der Hand hielt und damit auf seinen Rücken zielte.

Aber es war nur ein Griffin!

Der Reporter wußte nicht genau, wie lang der Gang noch war, ein Ende konnte er jedenfalls nicht erkennen, und er spielte mit dem Gedanken, den Griffin zu überwältigen.

Wenn er eine Chance hatte, dann in den nächsten Minuten. Außerdem konnte er sich bewaffnen, und wenn es nur ein Speer oder eine Lanze war, aber in der Not frißt der Teufel bekanntlich Fliegen.

Bill Conolly ließ sich äußerlich nichts von seinen Plänen anmerken.

Nach wie vor schritt er langsam dahin, zeigte sogar ein Gefühl der Schwäche und Erschöpfung, weil er den Griffin in Sicherheit wiegen wollte, und das fiel ihm nicht einmal schwer, denn die magische Reise hatte tatsächlich an seinen Kräften gezehrt.

Noch erschien ihm die Zeit nicht günstig. Er wollte einige Schritte tiefer in den Gang eintauchen.

Bill bereitete seine Aktion gut vor. Den anderen in Sicherheit zu wiegen und überraschend zuschlagen, so lautete seine Devise.

Er lauschte auf seine eigenen Schritte. Die des Bewachers vernahm er

nicht. Für ihn ein Beweis, daß sich der Griffin seiner Schrittfolge genau angepaßt hatte.

Bill dachte auch an den Professor. Hoffentlich kam er ebenfalls durch.

Chandler war gerissen und auf gewisse Art und Weise auch ein nettes Schlitzohr, der würde es schon schaffen.

Wikka und Jane Collins interessierten ihn momentan nicht. Sie konnten seinetwegen zum Teufel gehen, denn ihm hatten sie schließlich lange genug gedient.

Nachdem Bills Überlegungen ausgereift waren, begann er seine Schritte genau zu zählen.

Eins… zwei… drei… vier…

Beim sechsten Schritt zögerte er. Der Reporter setzte sein rechtes Bein langsam und schleppender vor, wobei er gleichzeitig ein wenig einsackte und sich dann nach rechts gegen die grünlich schimmernde Wand fallen ließ.

Dabei hatte er das Gefühl, sich gegen einen Schwamm zu drücken. So weich, und nachgiebig war die Wand, irgendwie eklig weich, und Bill kam es vor, als würden ihn zahlreiche Fingerkuppen berühren oder auch widerliche, kleine Würmer.

Der Griffin hatte ebenfalls gestoppt. Er wußte für einen Moment nicht, was er unternehmen sollte, denn als Bill Conolly den Kopf drehte und ihn anschaute, sah er im dritten Auge des Wesens keine Reaktion.

Obwohl Arkonadas Fratze dort lauerte, regte sich nichts, und sie schien dem Diener auch keinen Befehl zu geben.

»Ich… ich… kann nicht mehr!« flüsterte Bill, obwohl er sicher war, daß der andere ihn nicht verstand, aber der Reporter hoffte, daß er genug Erschöpfungsklang in seine Stimme gelegt hatte, um den Bewacher zu überzeugen.

Der Mord-Zyklop reagierte, wie man es von ihm eigentlich erwarten konnte. Er drehte die Lanze herum und zielte mit der Spitze auf Bill Conollys Magengegend.

Das war der Augenblick, der alles entschied, und in dem Bill eiserne Nerven bewahren mußte. Er ging davon aus, daß Arkonada ihn lebend haben wollte, also würde der Griffin es nicht wagen, ihn zu töten.

Bill pokerte hoch und gewann.

Die Spitze des Speers berührte ihn zwar, sie drang aber nicht durch Kleidung und Haut. Es war nur eine Drohgebärde des Griffins, die besagte, daß Bill weitergehen sollte.

Der Reporter deutete ein Nicken an. »Okay, Freund, okay«, flüsterte er, »ich tue dir den Gefallen und werde weitergehen…« Bill bewegte seinen Körper, streckte die Arme aus, ließ sie nach unten durchhängen und preßte seine Handflächen gegen die widerlich weiche Masse der

Gangwand.

Der Griffin war doch nicht so dumm, wie Bill vielleicht hätte annehmen können. Er begriff und zog die Lanzenspitze ein wenig zurück.

Genau darauf hatte Bill gewartet!

Mit beiden Händen griff er blitzschnell zu. Es gelang ihm, den Schaft des Speers dicht oberhalb der Spitze zu packen und drehte seinen Körper gleichzeitig aus der Stoßrichtung.

Sofort rammte er die Waffe auf den Griffin zu. Der Dreiäugige wußte nicht, wie ihm geschah, denn einen Lidschlag später zog der Reporter den Speer bereits zu sich heran. Dieser schnellen Wechselbewegung konnte sein Feind nichts entgegenhalten. Er verlor die Lanze, die sich nun in Bills Besitz befand und von ihm nicht nur hochgekantet, sondern auch umgedreht wurde.

Gleichzeitig hob der Reporter sein rechtes Bein. Er rammte den Fuß vor, der Griffin wurde wuchtig zurückgeschleudert und fiel gegen die Wand, die tatsächlich weich war und auch auf eine gewisse Art und Weise klebrig, denn der Dreiäugige hatte Mühe, von der Stelle wieder wegzukommen.

Bill Conolly hatte sofort wahrgenommen, welch gute Chance sich ihm bot. Er hielt den Speer schräg und warf sich auf den Griffin zu. Mit seinem gesamten Gewicht prallte er gegen das seltsame Wesen und drückte es noch härter gegen die weiche Wand.

Der Griffin sackte ein.

Seine Arme waren in Ellbogenhöhe bereits verschwunden, mit dem linken Bein hing er ebenfalls fest, und mit dem rechten versuchte er, nach Bill zu treten.

Der drehte sich im richtigen Moment zur Seite, so daß ihn der Tritt nur streifte.

Bill war klar, daß er, falls er überleben wollte, den Griffin ausschalten mußte. Dieser nichtmenschliche Dämonendiener durfte keine Chance haben, seinen Herrn und Meister zu warnen. Das Gesicht des Reporters war vor Anstrengung gezeichnet, als er noch stärker und härter gegen den Griffin drückte, urplötzlich zurücksprang und die Lanze dabei drehte.

Bill starrte direkt in das Auge. Vielleicht für die Länge von zwei Sekunden, und noch nie hatte er dieses dritte Auge so direkt aus der Nähe gesehen.

Ein scheußliches Machwerk, wie es nur ein Dämon wie Arkonada hinterlassen konnte.

Der Reporter zielte noch einmal und stieß dann zu.

Er hatte Glück, denn der Griffin bewegte sich nicht zur Seite.

Bill gelang ein. Volltreffer. Durch diesen Lanzenstich zerstörte er das dämonische Leben der Kreatur.

Als Bill Conolly den Speer zurückzog, war von Arkonadas Fratze nichts mehr zu sehen. Nur ein kreisrundes Loch befand sich mitten auf der Stirn, und dieses Loch wurde ausgefüllt mit einer seltsamen Masse, die wie Sägemehl wirkte.

Von innen her bekam sie Druck, so daß sie in einem breiten Strahl nach draußen floß.

Bill sprang zur Seite, um von dem Zeug nicht getroffen zu werden. Er wußte nicht, um was es sich handelte, möglicherweise um den Stoff, der den Griffin neben dem magischen Einfluß des Arkonada am Leben erhalten hatte.

Conolly konnte sich nur wundern, wieviel von diesem Zeug den Körper durch die Öffnung an der Stirn verließ und sich vor den Füßen des Reporters sammelte.

Proportional dazu wich auch die Kraft des Griffin. Seine Haut wurde welk, trocknete aus, und er selbst wäre längst gefallen, hätte ihn nicht die weiche Gangwand gehalten.

Für Bill stand fest, daß er sich um diesen Gegner nicht mehr zu kümmern brauchte. Er schaute auf den Speer. Endlich besaß er eine Waffe. Zwar trug er noch seine Beretta bei sich, doch die Pistole würde ihm kaum etwas nutzen.

Es sei denn, er schaffte es, den dämonischen Keim bei den Griffins zu zerstören.

Eben das Auge mit dem Abbild eines Arkonada!

Um das Wesen brauchte Bill sich nicht mehr weiter zu kümmern. Er mußte jetzt nach vorn sehen und versuchen, aus seiner Chance, die er bekommen hatte, etwas zu machen.

Ihm war nicht bekannt, wo der Gang endete und was dort auf ihn lauerte. Sicherlich nichts Gutes, so machte sich der Reporter auf alles gefaßt, als er sich in Bewegung setzte.

Er kam auch ohne Schwierigkeiten voran, das seltsame Leuchten wies ihm weiterhin den Weg, und Bill hütete sich davor, die Gangwände zu berühren.

Die Spitze des Speers wies nach vorn. Der Reporter hatte sich die Waffe unter den Arm geklemmt. So war er bereit, einer Gefahr sofort entgegenzutreten.

Es blieb seltsam still, was Bill schon wieder beunruhigte. Auf seinem Gesicht hatte sich der Schweiß gebildet. Er spürte seinen eigenen Herzschlag überlaut, und glaubte, in einem mit Elektrizität gefüllten Käfig eingeschlossen zu sein.

Manchmal strich es auch kalt über seinen Rücken, vielleicht ein Schauder der Erwartung oder der Furcht. Das hielt Bill nicht so genau auseinander.

Hin und wieder blieb er stehen, um einen Blick nach hinten zu werfen.

Auch dort zeigte sich kein Verfolger. Bill hatte das Gefühl, vergessen worden zu sein, und etwas Besseres konnte ihm überhaupt nicht passieren.
Etwas veränderte sich.
Bill Conolly blieb stehen, weil er es genau wahrnehmen wollte. Ein wenig hielt er den Mund geöffnet, die Stirn zeigte ein Faltenmuster, und zuckend zog Bill die Nase hoch.
Da roch etwas…
Zuerst hatte er Mühe, weil er nicht wußte, was ihm da entgegen wehte.
Der Gestank war auch nicht sehr intensiv, und Bill ging weiter in seine Richtung, weil er damit rechnete, daß der Geruch stärker werden würde.
Er hatte sich nicht getäuscht.
Und er sah etwas.
Eine Abzweigung.
Der Gang teilte sich in zwei Hälften. Eine führte nach links, die andere nach rechts. Bill konnte sich aussuchen, welche Seite er bevorzugte, doch wenn er sich nicht allzu sehr täuschte, war der Geruch aus der rechten Gangöffnung gedrungen. Da irgendwo mußte das Zentrum liegen.
Bill hatte sich bereits entschieden. Er würde die rechte Seite wählen.
Und er hatte herausgefunden, was dieser Gestank, der ihm entgegenwehte, bedeutete.
Leichengeruch!
Jawohl, es handelte sich um Leichengestank, kaum zu atmen, nach Moder und alten Friedhöfen riechend, so daß Bill sich schüttelte.
Aber hier gab es keine alten Friedhöfe oder Grüfte. Jedenfalls konnte sich der Reporter das nicht vorstellen. Es mußte einen anderen Grund für den Gestank geben.
Bill wußte bereits Bescheid. Und es wurde ihm nicht wohler, als er daran dachte, wer diesen so ekligen Geruch verbreitete. Da gab es nur eine Gattung von Dämonen.
Ghouls!
Bills Lippen verzogen sich angewidert in die Breite. Schon diese Bewegung drückte ein Gefühl des Ekels aus, und er überlegte, ob er tatsächlich den rechten Gang nehmen und damit unter Umständen in das Zentrum der Ghouls vorstoßen sollte.
Ja, es war vielleicht besser, denn wo der linke Gang ihn hinführte, ahnte er nicht einmal. Da nahm er auch keinen typischen Geruch wahr, als er hineinschnupperte.
Bill Conolly blieb bei seiner ersten Möglichkeit. Wenn es eine Gefahr gab, wollte er sie auch sehen und sich ihr vor allen Dingen stellen.
Ghouls kannte er. Es waren mit die widerlichsten aller Dämonen, die

Aasfresser unter den Schwarzblütlern. Wie die Geier in der Natur von anderen Vögeln oft gemieden wurden, so besaßen die Ghouls auch keine Freunde oder Verbündete unter den Dämonen. Sie waren allein, sie kämpften allein, und sie kannten kein Pardon.

Hatte Bill beim ersten Gang noch aufrecht gehen können, so mußte er sich nun ducken, damit er mit dem Kopf nicht gegen die Decke des Stollens stieß.

Die Luft wurde immer schlechter. Sie war kaum noch zu atmen. Bill Conolly holte ein Taschentuch hervor und preßte es gegen den Mund.

So atmete er gefiltert, während er einen Schritt vor den anderen setzte und darauf wartete, daß ihm ein Ghoul begegnete.

Mit der Lanze würde er wahrscheinlich kaum etwas gegen dieses schleimige Wesen ausrichten können, aber Ghouls waren gegen geweihte Silberkugeln nicht resistent.

Darauf baute der Reporter.

Noch hatte er sie nicht gesehen, sondern nur gerochen, aber er merkte nicht allein am Geruch, daß sie sich in der Nähe befanden, denn der Boden unter ihm war auf eine gewisse Art und Weise rutschig geworden. Bill wollte es genauer wissen und schaute nach unten, als er seinen rechten Fuß in die Höhe hob.

Unter der Sohle blieb etwas kleben, das einen langen Faden zog, der nicht zerrissen wurde.

Schleim…

Reste oder Absonderungen eines Ghouls!

Der Reporter schüttelte sich. Hier also waren sie hergegangen oder hergekrochen. Diese widerlichen Wesen, die oft genug unter alten Friedhöfen hausten und sich Tunnels zwischen den einzelnen Gräbern gruben, damit sie stets an ihre Opfer gelangen konnten.

Plötzlich blieb der Reporter stehen.

Die Bewegung geschah abrupt, denn er hatte vor sich ein typisches Geräusch vernommen.

Ghoultypisch!

Ein Schmatzen und Schlecken, als wäre eines dieser Wesen dabei, Nahrung zu verspeisen.

Bill starrte nach vorn. Noch war nichts zu sehen. Das grüne Licht ließ keine weite Sicht zu, aber er glaubte, innerhalb des Dämmers doch etwas zu erkennen, das sich gewissermaßen in Bodenhöhe bewegte.

Das konnte ein Ghoul sein.

Und es war einer.

So wie Bill den Ghoul gesehen hatte, so hatte ihn dieser ebenfalls entdeckt.

Es dauerte nicht einmal zwei Sekunden, als er aus dem Dämmer erschien. Nun können Ghouls in zahlreichen Gestalten auftreten. Meist sahen sie aus wie schleimige Klumpen, die flach und groß werden

konnten, je nachdem, was für sie am günstigsten war. Bill hatte auch Ghouls kennengelernt, die menschliche Gestalt besaßen und wo nur der eklige Geruch darauf hinwies, um welche Abart von Dämon es sich bei ihnen handelte.

Diesen sah Bill in Urgestalt.

Quallig, aufgedunsen, schleimig und einen Gestank absondernd, der Bill fast den Magen umdrehte.

Am liebsten wäre der Reporter verschwunden. Er riß sich zusammen und blieb stehen. Jetzt war er einmal diesen Weg gegangen und wollte nun nicht umkehren.

Der Ghoul auch nicht.

Er rollte näher.

Es sah wirklich aus, als wollte er wie eine Walze aus Schleim sein Opfer überrollen, es zunächst töten und dann mit seinem so scheußlichen Werk beginnen.

Bill kannte die Tricks. Wenn der Ghoul ihn einmal hatte, sorgte er auch dafür, daß er ersticken würde.

Wie bei einem Kraken die Tentakel, so stachen auch bei dem Ghoul zwei Arme hervor. Lange Schleimarme, an den Enden leicht gekrümmt.

Dazwischen dieser ovalförmige Körper, in den Umrissen an eine Birne erinnernd.

Der Ghoul wollte angreifen, aber Bill Conolly kam ihm zuvor. Für einen Moment verzerrte sich sein Gesicht, die Augen leuchteten voller Wut, dann rammte er die Lanze vor.

Die Waffe fuhr genau zwischen beide Schleimarme und fand ihr Ziel.

Tief drang sie durch das schleimige Etwas, das den Ghoulkörper darstellen sollte, und sie schaffte es sogar, mit der Spitze wieder am Rücken hervorzuschauen.

Einen Schrei stieß der Ghoul nicht aus, obwohl Bill ein Geräusch hörte. Es war wohl mehr ein überraschtes Schmatzen, und der Reporter hoffte nur, daß der Lanzenstiel nicht brach, als er den Ghoul in die Höhe wuchtete, sich drehte und das widerliche, dämonische Wesen gegen die Gangwand klatschte.

Dabei rutschte ihm der Ghoul von der Lanze, blieb für einen Moment an der Wand kleben, und er kam Bill wie ein schleimiger Klumpen vor, der dort festgepappt war.

In der geleeartigen Masse sah er zwei Knöpfe. Es waren die Augen des Ghouls, und er fühlte dessen Blicke auf sich gerichtet. Für einen Moment vergaß der Reporter die Gefahr, in der er trotz allem schwebte.

Diese Blicke schienen ihn auslachen zu wollen. Höhnisch, triumphierend und siegessicher waren sie auf ihn gerichtet, als wollte der Ghoul damit sagen: Du kriegst mich doch nicht.

Er irrte sich.

Als Bill Conolly die Lanze fallen ließ, ahnte der Ghoul noch immer nichts, da sich seine Blicke nicht änderten.

Dann zog der Reporter die Beretta.

Ob der Ghoul Bescheid wußte, war nicht festzustellen, Bill ließ ihm nicht die Zeit und gab ihm auch keine Chance, denn er drückte ab.

Der Abschuß klang nicht einmal laut. Bill kam sich vor, als würde er sich innerhalb eines gewaltigen Schalldämpfers befinden, der jeden Krach auf ein Minimum reduzierte.

Die Silberkugel war schräg in den Körper des Ghouls eingedrungen.

Bisher hatte Bill noch keinen dieser Dämonen kennengelernt, die einer Silberkugel widerstanden hätten. Ghoul war Ghoul, da konnte er tausendmal in einer anderen Dimension oder einer anderen mythologischen Welt hausen.

Auch der nicht, der von Bills Geschoß getroffen wurde.

Er klebte noch immer an der Wand. Seine Gestalt ermöglichte ihm dies, hinzu kam die Beschaffenheit der Gangwand, und Bill stellte zufrieden fest, daß der Ghoul erste Auflöseerscheinungen zeigte.

Die schleimige Masse seines Körpers wurde kleiner, als würden Hände von außen dagegendrücken. Der Ghoul trocknete allmählich aus, und nur noch ein Rest blieb zurück.

Dabei schrie er.

Jedenfalls mußten es für ihn Schreie gewesen sein. Bill vernahm nur ein leises Kreischen, und es drang aus einem Loch, das sich ungefähr dort befand, wo man bei diesem Wesen den Kopf vermuten konnte.

Der Ghoul verging und rieselte wie pulvriger Staub zu Boden.

Für einen Moment blieb der Reporter stehen. In seinem Gesicht zuckte es. Man konnte es mit einem Lächeln vergleichen, denn Bill verspürte in diesen Augenblicken ein Triumphgefühl. Endlich hatte er nach all den Enttäuschungen einen kleinen Sieg errungen.

Ein Hindernis auf seinem weiteren schweren Weg war aus der Bahn geschafft worden.

Der Reporter bückte sich und nahm die Lanze an sich. Sie lag eine Armlänge entfernt. Als er den Griff mit seiner rechten Hand umschloß, war das harte Lächeln aus seinem Gesicht verschwunden. Jetzt wirkten die Züge wieder gespannt. Wo sich ein Ghoul herumtrieb, gab es bestimmt noch mehr, darüber machte sich der Reporter keinerlei Illusionen.

Bill rechnete damit, einem vorgeschobenen Wachtposten begegnet zu sein. Ob andere Ghouls bereits vom Ende ihres Artgenossen wußten, war dem Reporter nicht bekannt, er war darauf gefaßt und wartete voller Spannung darauf, was ihn als nächstes erwartete.

Der Boden blieb so schleimig und zäh, wie Bill ihn kannte. Er hemmte den Reporter bei jedem Schritt, und Bill fiel auf, daß der

Gang nicht mehr geradeaus weiterführte, sondern in einer leichten Schräge in die Tiefe stach.

Sehr vorsichtig ging Bill weiter und blieb bereits nach wenigen Schritten stehen, als er das Blubbern und die platzenden Geräusche vernahm, die vor ihm aus der Tiefe klangen.

Er hatte das Gefühl, sich allmählich dem Zentrum zu nähern, konnte aber noch nichts erkennen, da der Gang vor ihm eine Kurve beschrieb, die Bill jegliche Sicht nahm.

Er lief etwas schneller, ließ die Kurve hinter sich und hatte freie Sicht!

Wie vom Donner gerührt, blieb der Reporter stehen. Unter ihm lag ein See.

Nicht gefüllt mit Wasser, sondern mit einer schleimigen Flüssigkeit, die an die Körper von Ghouls erinnerte. So zäh, so widerlich, und er sah auch die gewaltigen Blasen, die von der Oberfläche in die Höhe stiegen, erst runde, dann gestreckte Formen annahmen, um schließlich zu zerplatzen.

Aber nicht alle vergingen.

Es gab auch welche, die sich dem Ufer näherten und dort an Land krochen. Da blieben sie für einen Moment als Schleimklumpen liegen, bevor sie sich weiterbewegten, um irgendwo einen Platz zu finden, an dem sie sich entwickeln konnten.

Dort wurden sie praktisch zum zweitenmal geboren, und es entstanden Ghouls!

Diese Tatsache mußte der Reporter erst einmal überwinden. Er hatte also die Geburtsstätte der Ghouls entdeckt.

Genau wie John Sinclair, als dieser zum erstenmal Professor Chandler sah.

War es dieselbe Stelle gewesen? Bill wußte es nicht.

Sicherlich gab es viele geheimnisvollen Stätten in dieser seltsamen und unheimlichen Dimension.

Bill überstürzte nichts. Er dachte nach und prägte sich auch das Gelände ein.

Der seltsame Schleimsee befand sich in einem unterirdischen Talkessel. Vom Ufer bis zu den Felswänden gab es genügend Zwischenraum, wo sich ein Mensch bewegen konnte, und Bill sah auch die Höhlen und die Eingänge in den Wänden, wobei er gleichzeitig darüber nachdachte, daß John Sinclair auf dieser Welt ja auch noch eine große Entdeckung gemacht hatte.

Die goldene Pistole!

Diese Waffe oder diese Waffen stammten von hier, und sie waren mit einer Flüssigkeit gefüllt, die in ihrer Zusammensetzung der des Todesnebels gleichkam.

Auch sie löste bei einem Menschen oder Tier das Fleisch von den

Knochen, so daß nur mehr das Gerippe zurückblieb.
An all das mußte Bill Conolly denken, als er auf diesen mit Schleim gefüllten See starrte.
Der Gang, durch den er gekommen war, endete nicht als einziger am Ufer des Sees. Es gab noch andere. Sternförmig stachen sie von allen Seiten der schleimigen Oberfläche entgegen, wobei Bill sich darüber Gedanken machte, ob nicht aus einer der anderen Öffnungen bald jemand auftauchen würde, den er kannte.
Wikka, Jane Collins oder der Professor.
Auch als er seiner Schätzung nach Minuten gewartet hatte, tat sich da nichts. Allmählich kam Bill zu der Überzeugung, daß die drei gezwungen worden waren, einen anderen Weg zu gehen.
Er sah keine Ghouls.
Das fiel ihm besonders auf. Eigentlich hätte hier ein Nest sein müssen.
Entweder waren tatsächlich keine da, oder sie hatten sich sehr gut versteckt.
Immer wieder kehrten Bills Gedanken zu der goldenen Pistole zurück.
Er wußte um die Stärke dieser Waffe und war sicher, daß er sie hier finden mußte.
Vielleicht bei den Ghouls, die er bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.
Zögernd trat Bill Conolly einen Schritt nach vorn und drehte sich gleichzeitig zur Seite. Es hatte nur dieses einen Schrittes bedurft, um etwas festzustellen.
Links von ihm befand sich die Öffnung eines weiteren Tunnels. Und aus ihm wehte dem Reporter plötzlich ein bestialischer Gestank entgegen.
Leichengeruch.
Für ihn ein Beweis, daß sich ein weiterer Ghoul näherte.
Bill hatte sich nicht geirrt.
Etwas schob sich aus dem Gang hervor, befand sich leider noch in der Düsternis, so daß der Reporter nichts Genaues erkennen konnte.
Eines jedoch fiel ihm auf, weil es von der übrigen dunklen Masse abstach.
Das Wesen hielt etwas in der Hand.
Eine Waffe.
Die goldene Pistole!

***

Ja, es war möglich!
Wir täuschten uns nicht, denn wir sahen das Schreckliche mit den eigenen Augen.

Aus der unheilvollen Tiefe stieg etwas, das uns einen Schauer über den Rücken jagte und uns gleichzeitig erstarren ließ.

Es war ein gewaltiges Gerüst. Ein großer, sehr hoch stehender Querbalken wurde von zwei senkrecht stehenden Pfeilern gehalten. Das alles stand auf einem stabilen Holzgestell und erinnerte mich an die Aufbauten aus früheren Zeiten. Man hatte sie oft auf Burghöfen errichtet, manchmal auch im Freien, aber immer nur zu einem bestimmten, endgültigen Zweck.

Als Stätte der Hinrichtung!

Jawohl, wir hatten uns nicht getäuscht. Vor unseren Augen schob sich aus der Tiefe ein mehrfacher Galgen hervor.

Etwas jedoch war anders als bei den üblichen Hinrichtungsstätten. Die Schlingen, die um die Hälse der Opfer gelegt wurden, bestanden nicht aus Hanf, sondern aus Feuer!

Zehn Schlingen zählte ich.

Und drei davon waren besetzt.

In diesen Augenblicken erstarrte ich und hielt auch den Atem an. Das konnte nicht wahr sein, aber es gab keine Täuschung, denn drei Feuerschlingen lagen um die Hälse der Personen, die wir sehr gut kannten.

Sie standen ziemlich in der Mitte, die äußeren Schlingen baumelten noch frei.

Linksaußen hatte sich die Schlinge um den mageren Hals einer Person gelegt, die wir als unsere Feindin bezeichneten. Es war Wikka, die Oberhexe.

Sehr deutlich war ihr verbranntes Gesicht zu sehen. Es wirkte wie eine Insel innerhalb des Feuerrings. Weiß leuchteten die Augen der Oberhexe, und ich konnte mir vorstellen, was sich in ihrem Innern abspielte. Diesmal hatte sie verloren, denn in dieser Welt half ihr nicht einmal der so mächtige Teufel.

Sie hatte es also erwischt, aber neben ihr stand jemand, der ebenfalls eine Schlinge um seinen Hals liegen hatte.

Professor Chandler!

Wir waren zwar ziemlich weit von ihm entfernt, dennoch sahen wir es in seinem Gesicht zucken und auch die Angst auf seinen Zügen.

Chandler schien Höllenqualen auszustehen, ebenso wie die Person, die sich an seiner anderen Seite befand und ebenfalls in der Schlinge hing.

Unsere alte »Freundin« Jane Collins!

Verzerrt waren ihre Züge, ihr Mund stand offen, und wahrscheinlich drang zischend der Atem über ihre Lippen.

»Er hat sie also erwischt«, murmelte Suko neben mir. »Arkonada ist wirklich nicht zu unterschätzen.«

»Vor allen Dingen nicht in seiner Welt«, erwiderte Kara leise.

Ich ging auf dieses Thema nicht ein, denn meine Gedanken beschäftigten sich längst mit etwas anderem.

Wenn Chandler in die Klauen des Dämons geraten war, führte die Verbindung sofort zu Bill Conolly, denn ihn hatte ich schließlich gebeten, Chandler einen Besuch abzustatten.

Aber Bill war nicht zu sehen. Weshalb? Hatte er den Professor gar nicht besucht? Oder war er schon längst erledigt worden?

Diese Fragen beschäftigten mich, und ich suchte verzweifelt nach einer Lösung.

»Laß es sein, John«, flüsterte Suko, der meine Gedanken erraten hatte.

»Es hat keinen Sinn.«

»Möglich. Auf jeden Fall hat sich Arkonada eine verdammte teuflische Methode ausgedacht, um jemand zu hängen. Die Flammen werden die drei verzehren…«

»Falls sie aktiviert werden«, warf Kara ein.

Da mußten wir ihr recht geben. In diesem Augenblick leuchteten sie zwar, aber sie entfalteten noch nicht ihre Kraft. Das würde wahrscheinlich nur auf einen Befehl des Dämons Arkonada geschehen, dessen gnadenlose Augen die Szene aus der Höhe beobachteten und die eingerahmt waren von den Mord-Zyklopen.

Wohin wir auch schauten, fast nur Feinde. Selbst Wikka und Jane konnten wir dazu rechnen.

»Langsam wird mir der Hundesohn zu einem Alptraum«, bemerkte Suko, »immer diese Fratzen, das kann einem schon auf den Wecker fallen, verflucht.«

»Reiß dich zusammen, Alter, das kriegen wir auch schon hin.«

»Toll, wie du das sagst.«

»Wahrscheinlich sind die leeren Schlingen für uns gedacht«, sagte Kara.

Die Worte hatten bei mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ich hob den Arm und betastete unwillkürlich meinen Hals.

Arkonada, der uns nicht aus dem Blick ließ, hatte meine Bewegung sehr wohl gesehen und begann schallend zu lachen.

Es mündete schon in einem Dröhnen, denn nicht nur er lachte, sondern auch die Gesichter innerhalb der Steine. Sie echoten, so daß wir durch das Lachen völlig eingekreist waren und die Schallwellen gegen uns schmetterten wie Schläge.

Wir hörten noch die Echos, als bereits seine Stimme erklang. »Du hast es mit deiner Bewegung instinktiv erfaßt, Geister Jäger. Die restlichen Schlingen sind tatsächlich für euch gedacht. Ich habe euch einen besonderen Tod versprochen. Ihr werdet so sterben, wie ihr auch auf der Erde hättet verenden können. In einer Schlinge. Nur brennt in den Schlingen, die ihr hier seht, ein magisches Feuer. Es

wird euch nicht nur erwürgen, sondern auch verbrennen, und ich schaue zu, wenn das, was von euch zurückbleibt, als Staub aus den Schlingen dem Boden entgegenrieseln wird. In dieser Welt habe ich zu bestimmen. Sie gehört mir, es ist der Planet der Magier, der große Kräfte besitzt, die auch das Unterbewußtsein eines normal träumenden Menschen beeinflussen kann. Und das ist ja das Außergewöhnliche an der Methode. Ohne daß eure Bekannten und Freunde dabeisein werden, können sie es erleben, und zwar sehr deutlich und real, allerdings im Traum, wie ihr verendet. Verstanden werden soll dies als Warnung, als Zeichen für die anderen, damit sie endlich merken, daß die Magie stärker ist. Das Aufräumen hat begonnen, die Großen Alten lassen sich eure Feindschaft nicht mehr länger bieten, und sie wollen beweisen, daß sie nichts von ihrer Kraft verloren haben, denn ich bin dazu ausersehen, den Anfang zu machen. Ich, Arkonada, werde euer Henker sein!«

Wuchtige und gewaltige Worte, die er uns da entgegengeschleudert hatte.

Auch glaubhaft?

Sicher. Den meisten Menschen wäre dabei das Herz in die Hose gerutscht, auch wir waren nicht gerade superoptimistisch, aber ich dachte an Situationen, die ähnlich ausweglos erschienen, wo wir aber dennoch immer eine Chance gesehen hatten, uns zu befreien.

Hoffentlich gelang dies auch hier.

Die Voraussetzungen jedenfalls waren nicht optimal. Da brauchte man nicht einmal Pessimist zu sein, um dies feststellen zu können. Natürlich standen noch Antworten offen, und ich hatte es mir angewöhnt, auch in extremen Situationen wie dieser hier, meine Neugierde nicht zu zügeln.

»Ich werde ihn noch hinhalten«, flüsterte ich meinen Freunden zu, wechselte die Stimmlage und brüllte den Dämon an. »Okay, Arkonada«, rief ich laut und deutlich. »Du hast uns erklärt, welches Schicksal uns bevorsteht, aber weshalb hast du die Hexen und den Professor gefangengenommen. Was haben sie mit uns zu tun?«

»Sie sind ebenfalls Feinde!«

»Das glaube ich nicht«, reizte ich ihn. »Der Professor vielleicht, aber die Hexen…«

»Dienen dem Teufel«, unterbrach mich Arkonada mit lauter Stimme.

»Und den Teufel zu stoppen, das ist unsere Aufgabe. Diesen machthungrigen Höllenherrscher, der sich für den Größten hält und mächtiger als die Großen Alten sein will. Das aber ist ein Irrtum, wir werden es ihm beweisen. Auch damit, indem wir seine Diener und Dienerinnen der Reihe nach vernichten. Mit Wikka und Jane Collins fangen wir an, andere werden folgen, so daß die gesamte Höllenhierarchie zerstört wird. Die Großen Alten müssen wieder die

Macht übernehmen, und dabei gilt es, jeden Widerstand auszuräumen.«

Aus seiner Sicht hatte Arkonada recht. Nur gefiel mir daran nicht, daß er uns ebenfalls in den Kreislauf mit eingeschlossen hatte. Was Dämonen unter sich taten, war mir egal, auch wenn sie sich ausrotteten, aber ich wollte nicht gern in diesen verdammten Kreislauf mit hineingeraten.

»Es ist mir natürlich klar«, sagte Arkonada, »daß ihr meinen Befehlen nicht freiwillig folgen werdet. So gut kenne ich euch mittlerweile, aber das kümmert mich nicht weiter. Ich habe Mittel und Wege, euch zu zwingen. Ich will euch alle am Feuergalgen sehen, um euch der Reihe nach zu vernichten…«

Bisher hatte Kara zugehört. Für sie mußte es fast unerträglich sein, diese Worte zu hören, und ich hatte mich schon gewundert, daß sie nicht eingriff.

Das änderte sich schlagartig. Kaum waren die Worte des Dämons verstummt, als sie ihren rechten Arm bewegte und die Hand auf den Schwertgriff legte.

»So leicht, Arkonada, mache ich es nicht!« brüllte sie ihm entgegen und zog die Waffe.

Arkonada amüsierte sich nur darüber. »Was willst du mit dieser lächerlichen Klinge?«

»Ob sie so lächerlich für dich ist, wird sich noch herausstellen«, konterte die Schöne aus dem Totenreich. »Du wirst selbst denjenigen kennen, der sie geschmiedet hat. Es ist Nathan gewesen, ein Mensch, der die Kräfte der Schwarzen und Weißen Magie genau kannte und sie gegeneinander abwägen konnte…«

»Hör auf, dir selbst Mut zu machen! Nathan ist Vergangenheit, er lebte nicht ewig, und ich darf dich daran erinnern, wie du dich in meiner Gewalt befunden hast und es nicht schafftest, dich gegen mein Messer zu wehren, als ich dir mein Sigill auf die Haut tätowieren wollte. Du hast zwar alles versucht, aber es war vergebens gewesen. Auch Myxin schaffte es nicht, obwohl er mit dem Schwert angriff, das du jetzt ziehen willst. Es hat keinen Sinn, laß es stecken! Das Schwert mit der goldenen Klinge kann viel erreichen, aber mich zu vernichten, schafft es nicht. Hier herrschen die Gesetze, die ich aufgebaut habe. Auch eine Silberkugel ist eine lächerliche Waffe gegen mich, ebenso das Kreuz, auf das sich der Geisterjäger stets verlassen hat. Als dieser Planet geboren wurde, dachte man noch nicht an Menschen und auch nicht an Kreuze. Dämonische Energie hat ihn geschaffen. Eine Energie, die man nicht analysieren kann, an der sich die Wissenschaftler die Köpfe zerbrechen. Der Planet der Magier ist so etwas wie der Stein der Weisen. Er stellte die Gesetze der irdischen Physik auf den Kopf, und nur ich kann sie beherrschen.«

Arkonada hatte die Rede mit einer Sicherheit gehalten, die mich schon entsetzen konnte. Der Dämon wußte haargenau, wovon er redete. Er war kein Schwätzer.

»Versuchen wir es trotzdem?« fragte Suko.

Ich nickte.

Kara antwortete akustisch. »Natürlich werden wir nicht aufgeben. Wir packen es schon.«

Ein gellender Schrei ließ uns umdenken. Nicht nur wir zuckten zusammen, auch die beiden Hexen am Galgen, denn keine von ihnen hatte den Schrei ausgestoßen, sondern eine andere Person.

Professor Chandler!

Bisher hatte er still in der feurigen Schlinge gestanden. Nun bewegte er sich. Er streckte seinen Körper, stellte sich auf die Zehenspitzen und tat dies sicherlich nicht freiwillig, denn es gab eine Kraft, die ihn dazu zwang.

Die Arme spreizte er vom Körper ab, während er sie langsam in die Höhe hob. Sein Gesicht verzerrte sich. Es lag auf der Hand, was mit ihm geschah.

Der Dämon brachte ihn um.

Mein Blick irrte für einen Moment von diesem schrecklichen Bild ab, und ich schaute gegen den Himmel, der nicht zu sehen war, sondern nur die Fratze des Dämons.

Häßlich und widerlich verzogen, umtanzt von den wirbelnden, unheimlichen Schatten, die allesamt düstere Farben aufwiesen und die Züge noch mehr verzerrten.

»Arkonada!« brüllte ich. »Du wirst…«

»Nein!« Die Antwort drang aus seinem offenen Maul, das tief in seinem Innern einen rötlichen Schein zeigte. »Nicht ich werde, ihr werdet. Hört genau zu. Wenn ihr nicht freiwillig kommt, werde ich den Professor vor euren Augen erdrosseln.«

Mein Blick wechselte zu Chandler. Ich brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß Arkonada nicht bluffte. Chandler war schon jetzt mehr tot als lebendig.

»Nun?« schrie der Dämon.

»Du hast gewonnen!« rief ich. »Laß ihn lost« Ich hoffte, damit auch im Sinne meiner Freunde gesprochen zu haben.

Arkonada hielt tatsächlich sein Versprechen. Die Schlinge ruckte, und gleichzeitig auch der Professor. Seine Beine fanden wieder festen Halt, vielleicht konnte er zum erstenmal durchatmen, wir wußten es nicht.

Uns war nur klar, daß wir uns den Befehlen des mächtigen Dämons beugen mußten.

»Wir gehen!« sagte Suko entschlossen. »Aber wir geben noch nicht auf oder?«

»Nein, bestimmt nicht«, erwiderte ich leise, während Kara nichts

sagte und sich als erste in Bewegung setzte.
So schritten wir drei zu unserer Hinrichtung…

***

Sheila Conolly hatte den Schock noch immer nicht überwunden. Sie wußte nicht, wie es weitergehen sollte. Bill war irgendwo verschollen und sollte in dieser nicht faßbaren und erklärbaren Welt den Tod finden.

Niemand konnte ihm helfen.

Diesmal war es nicht so wie vor einigen Wochen, als der Satan Sheila in sein Reich geholt hatte. Diesmal war praktisch das gesamte Sinclair-Team ausgeschaltet worden, und ein mächtiger Dämon, der zu den Großen Alten zählte, wollte die Freunde vernichten.

Darüber dachte Sheila nach.

Shao befand sich in ihrer Nähe. »Zerbrich dir doch nicht den Kopf«, sagte sie. »Du kannst doch nichts erreichen.«

»Wieso?«

»Nun, ich…«

Sheila schüttelte den Kopf. »Vielleicht gelingt es mir trotz allem, noch einmal Kontakt mit ihm aufzunehmen.«

»Und dann?«

»Kann er mir vielleicht eine Möglichkeit nennen, wie wir ihn aus dieser Falle befreien.«

»Daran glaubst du doch selbst nicht, Sheila.«

»Ich hoffe es wenigstens.« Sheila senkte den Blick. Sie wußte ja, daß sie sich auf irgendeine Weise selbst etwas vormachte, aber sie wollte es einfach nicht wahrhaben.

Beide Frauen befanden sich in der gleichen Lage, denn beide zitterten um ihre Männer. Nur hatte sich Shao besser in der Gewalt. Es war vielleicht Mentalitätssache, denn sie, die Chinesin, war es von Kind auf gewöhnt, Gefühle nicht so stark zu zeigen, sondern mehr zu unterdrücken.

Anders Sheila. Wie stark sie litt, war ihr auch äußerlich anzusehen, denn sie machte einen erschöpften bis deprimierten Eindruck, als sie so auf der Kante des Sessels saß und dumpf vor sich hinstarrte.

»Soll ich uns einen Tee machen?« fragte Shao.

»Ist mir gleich.«

»Er wird uns beiden guttun«, sagte die Chinesin, verließ das Zimmer und schritt in Richtung Küche. Aus Johnnys Zimmer, dessen Tür offenstand, hörte sie die tiefen Atemzüge des Jungen. Nadine hatte sich wieder zurückgezogen, um Wache zu halten. Auch die Wölfin vernahm Shaos Schritte, huschte zur Tür und schaute durch den Spalt. Im Vorbeigehen sah Sukos Freundin das Funkeln der Augen.

Sie lächelte knapp, betrat die Küche, machte Licht und setzte Wasser

auf.

Shao war bei den Conollys wie zu Hause. Sie wußte, wo alles stand und bewegte sich frei und ungezwungen. Sehr rasch wurde die Schnellkochplatte warm. Shao vernahm das Summen des Wassers, wartete noch einen Moment und nahm den Kessel von der Platte, bevor das Wasser anfing zu kochen. Den Tee hatte sie bereits in die Kanne gehängt. Damit es schneller ging, nahm sie einen Beutel.

Während sie das Wasser einfüllte, färbte es sich bereits, und der Duft zog in Shaos Nase. Es war Ceylon-Tee mit einem leichten Anis-Aroma durchsetzt.

Auf ein Tablett stellte sie zwei dünne Tassen, auch die Kanne fand darauf Platz, und mit den Dingen ging sie zurück in das Schlafzimmer, wo Sheila wartete.

Ihre Haltung hatte sie nicht verändert, sie saß nach wie vor auf der Kante und starrte ins Leere.

»So«, sagte Shao, als sie das Tablett abstellte. »Ich habe alles. Es wird dir guttun.«

»Ja, danke.«

Shao wartete noch ein wenig, damit der Tee richtig ziehen konnte und schenkte dann ein.

Sehr schnell breitete sich das Aroma in dem Zimmer aus. Es war ein guter Tee. Shao und Suko tranken ihn auch zu Hause. Vor allen Dingen putschte er nicht auf.

»So, wir können«, sagte die Chinesin und wollte Sheila eine Tasse reichen. In der Bewegung hielt sie inne, denn Bills Frau hatte sich unnatürlich steif hingesetzt. Dabei zog sie die Nase hoch, als wollte sie irgend etwas erschnüffeln.

»Was ist los?« fragte Shao.

»Riechst du nichts?«

»Natürlich, den Tee.« Shao lächelte knapp.

Sheila drehte der Chinesin das Gesicht zu und schüttelte den Kopf.

»Tee?« fragte sie.

»Ja, ich habe Tee gekocht. Hier.« Shao deutete auf die Tassen. »Schau und rieche selbst.«

»Nein, Shao, das ist kein Tee, was ich da wahrnehme«, erwiderte Sheila Conolly mit leiser Stimme und drückte sich von ihrem Platz in die Höhe. »Das ist kein Tee… kein Tee…«, hauchte sie.

Shao war verwundert. Sie stellte das kleine Gedeck wieder zur Seite und trat auf Sheila zu. Die vergangenen Ereignisse hatten Shao gewarnt.

Auch Sheilas Benehmen konnte sie keinesfalls als normal einstufen. Da stimmte einiges nicht.

»Was hast du denn?«

Shao bemühte sich vergeblich um die Freundin. Sheila war in diesen

Momenten nicht ansprechbar. Sie stand nur da, hatte den Kopf ein wenig zurückgelegt. Dabei bewegte sie die Nasenflügel. »Ich rieche keinen Tee, Shao, sondern etwas anderes.«

»Was denn, zum Henker!«

Abrupt drehte Sheila den Kopf und starrte Shao ins Gesicht.

»Leichengeruch, Shao. Das ist Leichengeruch, den ich wahrnehme!«

Die Chinesin erschrak. Zuerst glaubte sie, sich verhört zu haben, doch Sheila wiederholte dieses schreckliche Wort noch dreimal, und Shao ging einen Schritt zurück.

»Du…Du täuschst dich, Sheila…«

»Nein, ich täusche mich nicht. Ich rieche es tatsächlich. Er ist überall, dieser Geruch. Das ist grauenhaft und schrecklich. Ich atme ihn ein, ich nehme ihn wahr. Er macht mich fertig und wahnsinnig. Leichengeruch. So riechen Ghouls, Shao. Ja, so riechen Ghouls. Ich kenne sie doch. Die alten Friedhöfe und auch…«

»Sheila, komm zu dir!«

Aber Bills Frau achtete nicht darauf. Sie hatte andere Sorgen. Dieser Geruch, den nur sie selbst wahrnehmen konnte, zwang sie zu Handlungen, die Shao nicht begriff. Sheila setzte sich wieder auf die Bettkante. Dabei legte sie den Kopf in den Nacken, schloß die Augen und ließ sich nach hinten fallen.

Zögernd trat Shao näher und blieb am Fußende des Bettes stehen, um Sheila im Auge behalten zu können. Diesmal hielt sie die Augen geschlossen, die Lippen zuckten. Erste, stockende Worte drangen aus ihrem Mund. Sie formten sich zu einem Bericht. Sheila berichtete über das, was nur sie selbst sah.

»Ich rieche den Ghoul. Er ist gefährlich, grauenhaft. Ich sehe ihn genau vor mir und ich sehe auch Bill. Ja, Bill. Er steht dem Ghoul gegenüber und kämpft mit ihm…«

Shao hörte gebannt zu. Sie wußte längst, daß dieses unheimliche unerklärbare Phänomen abermals eingetreten war, und sie konnte Sheila Conolly nicht helfen. Damit mußte die Frau ganz allein fertig werden, denn Shao konnte keinen Blick in die Welt werfen, die Sheila sah.

Es war alles sehr schnell gegangen. Innerhalb von Sekunden hatte sich auch die Haut der Sheila Conolly verändert. Sie war blaß und durchscheinend geworden, schon zu vergleichen mit der einer Toten.

Groß stachen die Augen aus dem schmalen Gesicht, der Atem drang schwer über die Lippen und wurde ständig durch gestammelte Worte unterbrochen, die von einer fernen, unheimlichen Welt berichteten, die nur für Sheila sichtbar war und mit der sie Kontakt hatte.

»Was siehst du?« fragte Shao.

»Bill!« hauchte die blonde Frau. »Ich sehe ihn. Ja, ich bin auch bei ihm.« Plötzlich verzogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln. »Ich bin

bei ihm. Die Welt hat mich ebenfalls eingeladen, jetzt stehe ich sogar vor ihm…«

»Nein, Sheila, du bist hier!«

»Ich bin in der Welt. Ich erwarte ihn, aber ich rieche selbst so schlimm.«

»Wonach denn?«

»Ghoul, ich bin ein Ghoul. Ich habe Kontakt zu einer anderen Welt, und sie nahm mich auf. Ich gehöre jetzt dazu, und ich kann Bill sehen. Er ist nicht tot…«

Shao war verzweifelt. Sie hätte Sheila so gern geholfen, doch sie wußte nicht, wie sie es anstellen sollte. Es war unmöglich. Andere Kräfte hielten die Frau umfangen. Sie spielten mit ihr, sie machten sie fertig und hatten sie in ihrer Gewalt.

Ein Ghoul!

Nein, Sheila war kein Ghoul, auch wenn sie es sagte. Sie befand sich vor Shao auf dem Bett liegend, da konnte Sheila kein Ghoul sein, und auch den Leichengeruch nahm die Chinesin nicht wahr. Den hatte allein Sheila gerochen.

Shao beugte sich vor und umklammerte Sheilas Schultern. »Bitte, komm zu dir, Mädchen. Das ist ein böser Traum, den du erlebst. Du bist hier bei mir im Zimmer und nicht in irgendeiner Ghoulwelt. Glaube mir endlich. Du bildest es dir nur ein. Wenn du die Augen öffnest, siehst du deine Wohnung.«

»Wenn ich die Augen öffne, sehe ich ihn, meinen Mann. Ich sehe Bill, und er sieht mich.«

»Als was sieht er dich?«

Da lachte Sheila. »Er wird sich umgewöhnen müssen, weil ich nicht mehr so aussehe wie, nein, ich bin eine andere geworden. Ich bin kein Mensch mehr. Er sieht mich als Ghoul…«

Shao zuckte zusammen. Die Antwort hatte sie hart getroffen. Das durfte nicht wahr sein. Sheila ein Ghoul. So etwas konnte man sich einfach nicht einbilden.

»Du bist…«

»Bill!« Es war ein Schrei, den Sheila ausgestoßen hatte. Er schrillte durch den Raum. In ihm schwang all die Angst mit, die Sheila in diesen Momenten empfand.

»Was ist mit Bill?« Shao wollte es wissen, denn sie ahnte, daß sie sich vor einer entscheidenden Wende befand. Vielleicht sogar vor einer Katastrophe.

»Bill… er will mich töten!« kreischte Sheila. »Nein, Bill, ich gehöre doch zu dir. Neiiinnnnn…«

Der gellende Schrei hallte durch das Haus und trieb Shao Schauer des Entsetzens über den Rücken…

***

Bill Conolly blieb stehen, als hätte ihn ein harter Hieb getroffen. Er senkte den Blick und starrte auf die goldene Pistole in der Hand des Ghouls. Sie sah so aus wie die Waffe, die Suko einmal besessen hatte und die ihm dann in einer fernen Dimension beim Kampf gegen Shimada und Xorron zerstört worden war.

Bill war so auf die Existenz dieser Waffe fixiert, daß er die Umwelt einfach vergaß. Nur allmählich glitt sein Blick höher, und er sah tatsächlich die schleimige Gestalt eines Ghouls, der sich aus dieser Tunnelöffnung schob.

Schleimig und menschlich.

Bill tastete mit seinen Blicken das Wesen ab. Er sah im Moment einen Körper, wie er auch einer Frau gehören konnte, gleich darauf aber veränderte sich die Gestalt wieder.

Mal wirkte sie dick, dann wieder langgestreckt, und auch die schleimige Klaue, in der die goldene Pistole steckte, befand sich oft genug in Bewegung, so daß die Mündung niemals nur auf einen Punkt des menschlichen Körpers wies.

Ständig wechselte sie die Zielrichtung, aber das sah Bill alles nicht.

Sein Blick hatte das Gesicht dieser Person vor ihm erfaßt, und der Reporter glaubte, in den Erdboden versinken zu müssen.

Der Ghoul vor ihm besaß nicht nur menschliche Züge, nein, er hatte auch ein Gesicht, das Bill Conolly kannte. Sogar sehr gut kannte. Es gehörte Sheila, seiner Frau.

Bill stand auf dem Fleck und rührte sich nicht. Hätte der Ghoul vor ihm jetzt abgedrückt, Bill hätte sich nicht einmal gewehrt. Er wäre überhaupt nicht fähig gewesen, denn dieser Anblick war ein Schlag unter die Gürtellinie. Damit hatte er nie im Leben gerechnet, und es gelang ihm nicht, seine wirbelnden Gedanken zu ordnen.

War es eine Tatsache, oder erlag er einer Halluzination?

Bill wußte es nicht genau. Nur zögernd streckte er einen Arm vor, weil er die Gestalt einfach berühren mußte. Er konnte es nicht hinnehmen, daß sie nur vor ihm stand und ansonsten nichts tat, sich auch nicht rührte.

Die Fingerspitzen des Reporters bekamen Kontakt. Bill fühlte, daß es ihm gelang, die äußere Haut einzudrücken. Diese Dellen blähten sich jedoch wieder auf, so daß der Körper an der Stelle, die Bill berührt hatte, wieder dieselbe Form einnahm.

»Sheila?« hauchte er nach einer Weile, als er sich wieder gefangen hatte. »Bist du es wirklich, Sheila?«

Bill bekam keine Antwort, Das Wesen, das seine Frau sein sollte, ging auch nicht voran, sondern blieb auf der Stelle stehen, um den Reporter anzustarren.

Sie schauten sich in die Gesichter.

Bills Blick brannte. Er saugte sich förmlich an den Zügen fest, und er

sah sie hinter einer dünnen Schleimschicht. Das Gesicht verschwand hinter der geleeartigen Wabbelmasse!

Aber es war Sheila. Daran gab es nichts zu rütteln. Bill kannte seine Frau lange genug. Er sah sie jeden Tag, nichts konnte ihn mehr täuschen.

Aber wie konnte sie zu einem Ghoul werden?

Bill Conolly schüttelte den Kopf. Er fand einfach keine Antwort. Es fiel ihm ungemein schwer, den Mund zu öffnen und ein erstes Wort zu sprechen.

»Sheila…?« Nur stockend sprach er den Namen aus.

Sie gab keine Antwort. Ein schweigender Ghoul, dessen menschliche Gesichtszüge nie gleich blieben, sondern sich immer wieder verzerrten.

Sie wurden einmal breit, dann wieder lang oder zusammengedrückt, aber Sheilas Gesicht blieb in den Umrissen erhalten.

Und sie näherte sich dem Reporter. Mit kurzen, leicht zögernden Schritten kam sie vor. Dabei verbreitete sie eine widerliche Wolke von Friedhofsgeruch und Verwesung, die den Reporter wie ein Hauch traf und Ekel in ihm hochspülte.

Ihm fiel ein, daß er noch immer den Speer in der Hand hielt. Wenn der Ghoul so weiterging, würde er bald mit der Spitze in Berührung kommen. Darüber dachte Bill nach, und er wußte plötzlich, daß er den Ghoul nicht am Leben lassen konnte.

Vernichten!

Jawohl, er mußte ihn vernichten, auch wenn es seine eigene Frau war, dessen Gesicht er sah.

Der Reporter erinnerte sich daran, in einer Welt zu sein, auf der irdische Gesetze nicht galten. Ein Planet der Magier hatte ihn gefangen, eine schreckliche Dimension, grausam und verzehrend, und in dieser Dimension war alles anders. Hier wurde die Illusion zur Realität, auch Bill glaubte daran, daß er seine Frau nicht wahrhaftig vor sich sah und daß sie nicht zu einem Ghoul gemacht worden war, sondern er einer Täuschung erlag.

Er schüttelte den Kopf, als er einen Schritt zurücktrat. »Nein«, sagte er, »nein, das nehme ich dir nicht ab. Du bist nicht Sheila. Man will mich reinlegen. Du bist kein Ghoul. Du kannst keiner sein. Nicht hier, niemals. Ich will und kann es nicht glauben. Das ist nicht wahr!« schrie er den letzten Satz.

Er hörte eine Antwort.

Nicht akustisch, sondern in seinem Gehirn aufklingend. Sie kam aus weiter Ferne, als hätte sie Lichtjahre zurückgelegt. Und sie löste in seinem Kopf einen Widerhall aus.

Es war Sheilas Stimme.

Sie quälte sich. Die Frau mußte Höllisches durchmachen, als sie den

Namen ihres Mannes schrie. Es hörte sich an, als hätte sie eine schreckliche Angst um ihren Gatten.

Immer wieder vernahm Bill den Schrei.

Stammte er aus einer anderen Welt? War das, was er hier zu sehen bekam, tatsächlich nur Illusion?

Der weibliche Ghoul kam wieder einen Schritt vor. Und damit auch die goldene Pistole.

Bill konnte sich alles erlauben, er durfte nur nicht zulassen, daß der Ghoul abdrückte. Dann war er verloren, denn gegen diese Ladung hatte der Reporter nichts, aber auch gar nichts entgegenzusetzen. Der aus der Waffe dringende Schleim würde ihn vernichten und nur mehr ein Gerippe von ihm zurücklassen.

Davor fürchtete sich Bill.

Der Ghoul sonderte Schleim ab. Zum Glück sah es Bill noch rechtzeitig, wie das Zeug über den Boden in Richtung seiner Schuhspitzen kroch, sie erreichen und an ihm hochkriechen wollte. Gleichzeitig streckte der Ghoul beide schleimigen Arme aus, damit er den Reporter umfassen konnte.

Da schlug Bill Conolly zu.

Er hatte den Speer genommen, zielte damit auf die goldene Pistole und traf sie auch. Zunächst hörte er ein metallen klingendes Geräusch, und einen Moment später wurde dem Ghoul die Waffe aus der Hand geprellt. Sie fiel zu Boden, aber Bill kam nicht mehr dazu, sich zu bücken, denn das Schleimwesen griff an.

Wollte Sheila ihn umbringen?

Es wäre nicht das erste Mal gewesen, denn schon einmal hatte sie auf ihren Mann geschossen, als Bill im Vorhof der Hölle gefesselt gewesen war. Die Schußwunde war nicht lebensgefährlich gewesen, aber sie hatte den Reporter doch sehr behindert.

Diese Szene damals war mit der jetzigen, die Bill erlebte, überhaupt nicht zu vergleichen. Bill wollte einfach nicht daran glauben, daß es tatsächlich seine eigene Frau war, die ihn da in der Gestalt eines Ghouls bedrohte.

Nein, das kam nicht hin, da mußte es noch eine andere Möglichkeit geben.

Der Ghoul streckte seinen Körper. Er machte ihn dabei so lang, daß es ihm ohne große Mühe gelingen würde, den vor ihm stehenden Menschen zu umfassen.

Da schoß Bill.

Zu verfehlen war der Ghoul nicht. Bill hatte auch, als er abdrückte, die Augen geschlossen, denn er wollte einfach nicht hinsehen, wie das geweihte Silbergeschoß seine Frau traf.

Es hieb tief in den schleimigen Körper hinein, blieb stecken, und der Reporter trat einen Schritt zurück, wobei er seine Augen wieder

öffnete, um sich vom Erfolg seiner Aktion überzeugen zu können.

Ja, er hatte es geschafft.

Vielmehr die Kugel. Sie strahlte ihre Magie aus, und der Mittelpunkt dieser weißmagischen Kraft befand sich genau dort, wo auch das Geschoß steckengeblieben war.

Von dieser Stelle aus begann es mit der Zerstörung des Ghoulkörpers.

Von innen her wurde das Wesen ausgetrocknet, und der Schleim zog sich zusammen, damit er ein Zentrum erreichte, wo er schon kristallisierte und dann zu Staub wurde.

Bill überwand sich selbst und ließ das Gesicht nicht aus den Augen.

Würde Sheila vergehen?

Ja, auch ihre Züge krampften sich zusammen. Der so langgezogene Kopf wurde zerdrückt, und gleichzeitig verschwanden auch die Gesichtszüge der Frau. Zurück blieb ein Ghoul, der seiner endgültigen Vernichtung nicht mehr entgehen konnte.

Als völlig trockenes Wesen sackte es ein, blieb auf der Erde liegen und rührte sich nicht.

Zuletzt blieb nur ein kristalliner Rest zurück, den Bill Conolly zertreten konnte. Er hörte unter seinen Sohlen das häßliche Knirschen, als hätte er sprödes Glas zerdrückt.

Der Reporter schüttelte sich.

Aufgewühlt war sein Innerstes. Er spürte, wie seine Beine zu zittern anfingen, und er konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Pudding breitete sich in seinen Knien aus, das Herz spielte verrückt, es hatte seine Schlagzahl verdoppelt, und Bill mußte sich gegen die weiche Wand des Stollens lehnen, um sich für einen Moment auszuruhen. Er dachte nach.

Allmählich ging es ihm besser. Tief atmete er durch. Auch wenn die Luft noch so schlecht und mies war, frischere bekam er nicht, und an den Gestank hatte er sich mittlerweile gewöhnt.

Es war schlimm für ihn. Dennoch durfte er den Sinn für die Realitäten nicht verlieren. Wieder dachte er daran, wo er sich befand. Auf einem Planeten der Magier. Es war ihm etwas vorgegaukelt worden, und Bill glaubte fest daran, daß er nicht in Wirklichkeit seine eigene Frau getötet hatte.

Nein, das war ein Zerrbild gewesen, um ihn fertigzumachen. Er senkte seinen Blick und sah die goldene Pistole auf dem Boden dicht vor seinen Füßen liegen.

Für einen Moment trat ein harter Glanz in Bills Augen. Auch die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Einen großen Vorteil hatte er trotz allem erreicht.

Die goldene Pistole!

Damit konnte Bill Conolly auch in dieser Welt etwas anfangen. Ob sie ihm gegen die schleimigen Ghouls etwas nutzte, war fraglich, aber

andere Gegner würden sich wundern.

Bill steckte die Waffe ein. Er hatte die hinter ihm liegenden schrecklichen Vorgänge aus seinem Gehirn verbannt, nun schaute er allein nach vorn und dachte daran, was ihm unter Umständen noch alles bevorstehen konnte.

Nicht weit entfernt sah er den Schleim-See, aus dem wahrscheinlich die Ghouls hervorkrochen und irgendwo in den Gängen dieses seltsamen Labyrinths verschwanden. Bills Meinung nach lag es in der Tiefe dieser Dimension. Es mußte auch eine Möglichkeit geben, wieder an die Oberfläche zu gelangen.

Aber wo?

Bisher war Bill einen Weg gegangen, der ihn zu einem Zentrum geführt hatte. Er wollte diese Strecke nicht mehr nehmen, sondern dachte daran, daß der Ghoul mit Sheilas Gesichtszügen aus einem anderen Stollen gekrochen war.

Und er hatte die goldene Pistole gehabt.

Konnte es möglich sein, daß Bill, wenn er diesen Stollen nahm, auf ein Ziel traf, wo es die goldenen Pistolen gab?

Eine Waffe war gut. Eine zweite und dritte wäre besser gewesen. So rechnete Bill, als er sich entschloß, in den Stollen zu gehen, aus dem »Sheila« entschlüpft war.

Den Speer nahm Bill dennoch mit. Seine beiden Waffen, die Beretta und die goldene Pistole, steckte er in den Gürtel. Und er fühlte sich auf irgendeine Art und Weise viel besser, denn das schaurige Erlebnis hatte er bereits verkraftet und dachte nur noch sehr realistisch darüber.

Der Gang war wesentlich enger als der erste, den Bill hinter sich gelassen hatte. Auch niedriger, so daß der Reporter den Kopf einziehen mußte.

Er war stets darauf gefaßt, auf irgendwelche Ghouls zu treffen. Deshalb stand er auch unter einer permanenten Spannung, und der Schauer auf seiner Haut wollte einfach nicht weichen.

Sehr vorsichtig setzte Bill seine Schritte. Manchmal war der Boden weich und klebrig. Ghouls hatten hier ihre Schleimreste hinterlassen, und Bill spürte, wie der Schleim an seinen Füßen kleben blieb.

Schritt für Schritt tauchte er in die Düsternis, die wohl nie den Strahl der Sonne gesehen hatte.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch.

Es paßte überhaupt nicht in diese Welt des Schweigens und des Grauens, denn die schwere, bedrückende Stille wurde von einem seltsam anmutenden hellen Hämmern unterbrochen.

Bill konnte sich keinen Reim darauf machen, was da vor ihm geschah.

Er nahm sich vor, es herauszufinden und beschleunigte seine

Schritte.

Der Gestank hatte ein wenig nachgelassen, so daß er jetzt besser atmen konnte.

Noch geschah nichts.

Weiter ging der Reporter, geduckt, angespannt, wie auf dem Sprung stehend. Und das Geräusch verstärkte sich. Ein Zeichen, daß sich Bill allmählich der Quelle näherte.

Auch begann sich die Luft vor ihm zu bewegen. Es entstanden Schatten, die zuckend von einer Seite zur anderen huschten und am Gang sowohl die Wände als auch einen Teil der Decke ausfüllten.

Wo Schatten tanzten, gab es auch Licht.

Davon ging der Reporter aus und schritt weiter. Schon bald wurde er von den Schatten erreicht. Sie warfen ein bizarres Muster über seinen Körper. Wenn er nach vorn schaute, sah er bereits den helleren Schimmer.

Rötlich gelb, dabei dennoch ein wenig dunkel. Dieser Schimmer wurde von Fackeln abgegeben. Sie erhellten am Ende des Ganges eine fast runde Höhle mit düsteren Wänden und warfen ihr Licht auf einen Käfig, der von der Höhlendecke hing und etwa kniehoch über dem Boden schwebte.

Der Käfig war ziemlich groß. Er enthielt eigentlich alles, was auch in einer Schmiede vorhanden ist. In ihm brannte ein rotblau schimmerndes Feuer. Es befand sich in einer breiten Schale, die von einigen Werkzeugen eingerahmt wurde.

Das alles war für Bill zweitrangig. Ihn interessierte mehr der Mensch, der in dem Käfig hockte.

Aber war es überhaupt ein Mensch?

Bill konnte nur staunen. Zumindest war es ein menschenähnliches Wesen, wenn auch viel kleiner als ein durchschnittlich Gewachsener.

Ein Zwerg hockte am Boden. Sein weißes Haar war fast so lang, daß es bis zu den Warzen seiner nackten Brust reichte. Der übrige Körper glänzte schweißnaß, und nur um die Hüften hatte der Mensch ein altes Tuch gewickelt.

Bill hatte seinen Schritt gestoppt. Er starrte und staunte, denn der Zwerg hielt etwas in seinen unverhältnismäßig langen Fingern, das Bill sehr genau kannte.

Es war eine goldene Pistole!

Vor Überraschung hielt der Reporter den Atem an. Er fragte sich, welchem Geheimnis er nun wieder auf die Spur gekommen war. Ferner wunderte er sich darüber, daß dieser Zwerg bisher überhaupt keine Notiz von ihm genommen hatte. Schließlich mußte er bemerkt haben, daß sich ein Fremder näherte.

Plötzlich hob er den Kopf.

Bill sah, daß der Gnom nicht nur sehr langes Haar besaß, sondern

auch einen schlohweißen Bart, der fast die gleiche Länge besaß wie das Haar.

Tief fiel er bis auf die Brust, ließ von dem Gesicht nur wenig erkennen, aber Bill glaubte, zahlreiche Runzeln und Falten zu sehen, die sich tief in die Haut eingegraben hatten und wie kleine Gräben wirkten.

Sein Blick erreichte den oberen Teil des Gesichts. Es war schwer, die Augen auszumachen. Als Bill sie jedoch tief in den Höhlen entdeckt hatte, erkannte er trotz der schlechten Lichtverhältnisse die Bläue der Pupillen.

Ihm kam es vor, als würden sie ein Licht aussenden. Das jedoch täuschte. Die Augen blickten nur weise. Vielleicht auch ein wenig verzweifelt oder deprimiert, aber darüber dachte Bill nicht näher nach, ihn interessierte nur mehr der Mann im Käfig.

Plötzlich ging dem Reporter ein ganzer Kronleuchter auf. Wie gut, daß er den Weg gegangen war. Er hatte ihn genau in das Zentrum geführt.

Denn hier stellte jemand die so gefährlichen Waffen her. Sie stammten also nicht, wie John Sinclair angenommen hatte, von einem fernen Sternenvolk, nein, sie wurden von einem Zwerg gebaut.

Vorsichtig trat Bill näher.

Der alte Mann mußte ihn gesehen haben. Er hielt in seiner Arbeit inne und schaute Bill direkt ins Gesicht.

Der Reporter wagte kaum, laut aufzutreten. Irgendwie kam ihm die Stille andächtig vor, und er wollte auch nicht stören. Dennoch brauchte er Informationen.

Leise stellte er die Frage, wobei er hoffte, daß dieser Zwerg ihn auch verstand.

»Wer bist du?«

Der Gnom zögerte seine Antwort hinaus. Bis er schließlich sagte:

»Wer ich bin, fragst du? Meinen Namen habe ich fast selbst vergessen in der langen Zeit der Gefangenschaft. Aber wenn du willst, kannst du mich Nathan nennen. Nathan, der Schmied aus dem alten Atlantis…«

Alles hatte Bill Conolly erwartet, nur diese Antwort nicht. Ein Wesen aus Atlantis, ein Mensch wie Kara. Einer der brillanten Handwerker, die Waffen herstellen konnten und deren Fähigkeiten mit Worten kaum zu beschreiben waren.

Und er sorgte für die Produktion der goldenen Pistolen. Daran hätte Bill nie gedacht. Er schüttelte auch, den Kopf, weil er die Antwort nicht fassen konnte.

»Du glaubst mir nicht?«

»Doch, schon, aber es ist zumindest sehr schwer für mich, wie du sicherlich begreifen kannst.«

»Ja, für einen Nichtatlanter.«

»Ich habe viel von diesem Kontinent gehört. Aber er ist versunken. Schon vor Tausenden von Jahren. Es gibt ihn nicht mehr. Nur wenige haben überlebt und sich retten können. Gehörst du auch zu ihnen, Nathan?«

»Ja, ich zähle dazu«, erwiderte der Schmied, »aber ich wollte, es wäre nicht so.«

»Du bist ein Gefangener?«

»Siehst du das nicht, Fremder?«

»Entschuldige. Ich wußte gleich, daß du nicht hierher paßt. Deshalb werde ich dich befreien.«

Da lachte der Zwerg. Es waren seltsam hohe Laute, die aus seinem Mund drangen. »Nein, Fremder ohne Namen, was willst du hier in dieser Dimension? Ich gebe dir einen guten Rat. Laufe weg, flieh aus diesem Reich, wenn dir dein Leben lieb ist. Oder willst du, daß es dir ebenso ergeht wie mir? Sie haben noch genug Käfige, und du wirst bis in alle Ewigkeiten gefangen bleiben.«

»Weshalb hat man dich denn dort hineingesteckt?« wollte Bill Conolly wissen.

»Man brauchte meine Künste.«

»Hast du so Großes geleistet?«

»Ja, das kann ich sagen, obwohl es unbescheiden klingen mag. Ich war in Atlantis derjenige, der Waffen für Könige und Herrscher schmiedete. Auf mich hat man sich verlassen. Wer Nathan kannte, war damals sehr angesehen.«

»Hast du auch Schwerter geschmiedet?« fragte Bill, denn er wollte auf ein ganz bestimmtes Thema hinaus.

»Darin bin und war ich ein großer Meister.«

»Dann möchte ich dich fragen, ob auch das Schwert mit der goldenen Klinge aus deiner Hand stammt?«

Nathan zuckte zusammen. Er hob den Kopf. Interesse glomm plötzlich in seinen Augen. »Du weißt von dieser Waffe?«

»Ja, ich kenne sie.«

»Aber du stammst nicht aus Atlantis.«

»Nein, das muß man nicht.«

»Woher kennst du sie dann? Ich habe sie dem großen Weißmagier Delios geschmiedet…«

»Er ist tot!«

Nathan nickte. »Ja, er war schon sehr alt, als er mir den Auftrag gab, die Waffe zu schmieden. Er bat mich, all meine Künste einzusetzen, denn das Schwert sollte nicht nur eine Waffe gegen die finstere Dämonenwelt werden, sondern auch ein besonderes Erbstück, das Delios einmal seiner Tochter überlassen wollte. Ich weiß leider nicht, ob sie es bekommen hat oder nicht.«

»Sie hat es bekommen«, erklärte Bill.

»Dann weißt du von ihr?«
»Natürlich.«
Ein tiefer Atemzug weitete die Brust des Zwergs. »Hast du sie auch gesehen? Hat sie überleben können, wie ihr Vater es wollte?«
Bill nickte. »Du kannst beruhigt sein, Nathan. Sie hat überlebt. Kara und ich sind befreundet.«
Der Schmied, der sich sonst so einfach nicht aus der Ruhe bringen ließ, wurde plötzlich aufgeregt und wischte übers Gesicht. »Dann ist ja vieles anders«, flüsterte er und atmete tief aus. »Ich hatte die Hoffnung aufgegeben.« Er schlug gegen seine Brust, öffnete die Faust, und die goldene Pistole fiel auf den Käfigboden. »Sie hat es also geschafft!« hauchte er, »daß ich dies nach all den Jahren der Gefangenschaft erfahren durfte, gibt mir Mut, obwohl ich so große Schuld auf mich geladen habe.« Er richtete seinen Blick wieder auf den Reporter. »Aber wer bist du, daß du es geschafft hast, zu mir zu kommen? Wie ist dein Name?«
»Bill Conolly.«
Der Zwerg lauschte dem Klang der beiden Worte, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, es tut mir leid, aber diesen Namen habe ich noch nie gehört. Er klingt so anders.«
»Ich komme auch aus einer anderen Zeit.«
»Aus der Zukunft?«
»Wenn du es so nennen willst, ich habe nichts dagegen. Für dich bin ich ein Mensch aus der Zukunft, der durch Magie in die Vergangenheit oder eine andere Dimension verschlagen worden ist. Befinden wir uns tatsächlich auf dem Planet der Magier?«
»Ja, das stimmt. Es ist der große Zufluchtsort zahlreicher Dämonen gewesen. Hier hatten die Urdämonen ihre Geburtsstätte, bevor sie ihren grausamen Terror verbreiteten.«
»Du sprichst von den Großen Alten?«
Nathan lachte leise. »Ich wundere mich, über was du alles Bescheid weißt, Bill Conolly.«
Der Reporter erwiderte das Lachen. »So ganz ohne Grund hat man mich nicht in diese Welt geschafft.«
»Das habe ich bemerkt. Auch mich hat man vor dem großen Untergang verschleppt, weil man von meinen Fähigkeiten wußte. Die Dämonen der Finsternis haben sich für mich eine schreckliche Strafe ausgedacht. Ich darf nicht sterben. Ich soll ewig leben. Weißt du, was es bedeutet, einfach nicht sterben zu können?«
Bill schüttelte den Kopf. »Nein, das weiß ich nicht. Ich kann es mir auch nicht vorstellen.«
Der Schmied senkte seine Stimme.
»Es ist der Schrecken an sich. Nicht sterben zu dürfen, ist eine grauenhafte Qual. Man verliert den Sinn für Zeit, man erlebt die

Ewigkeit, die so grausam und schrecklich ist, daß man es nicht fassen kann. Nicht zu sterben, ist die schlimmste Strafe, und mich hat sie erwischt. Ich weiß nicht genau, wie lange ich hier bereits sitze und das tun muß, was man von mir verlangt. Ich habe sie angefleht, ich habe gebettelt, gedroht, getobt, geweint. Sie ließen sich nicht erweichen und kannten kein Erbarmen. Ich wurde gezwungen, für sie zu arbeiten, und ich stellte die goldenen Pistolen her, eine Erfindung, die allein mein Geist geschaffen hat.«

»Und die lange Zeit später erst von den Menschen wiederentdeckt wurde«, sagte Bill.

»Hatte man in deiner Zeit auch Pistolen?«

Anstatt eine Antwort zu geben, holte Bill Conolly die Beretta hervor und zeigte sie dem Schmied. »So sehen heute die Pistolen aus. Schau sie dir an!«

Bill ging noch einen Schritt näher, aber er gab die Beretta nicht aus der Hand.

Nathan taxierte die Waffe. »Sie ist fast so wie meine«, flüsterte er. »Es ist nicht viel geändert.«

»Nein.« Bill schüttelte den Kopf. »Du warst deiner Zeit schon damals weit voraus.«

»Aber was nutzte es alles? Als der Kontinent unterging, reagierten die Dämonen und verschleppten mich auf diesen Planeten. Er gehörte zu Atlantis, und er wurde nicht vernichtet, während das Land von den Urkräften verwüstet wurde. Ich bin und bleibe ein Gefangener. Die anderen haben genau gewußt, was sie wollten.«

»Hat dich Arkonada verschleppt?«

»Ja, Bill. Ihm gehörte der Planet. Er hat dafür gesorgt, er hält ihn durch seine schreckliche Magie unter Kontrolle. Arkonada ist gefährlich, sehr gefährlich. Er kennt weder Gnade noch Rücksicht. Wenn es Feinde gibt, löscht er sie aus oder bringt sie in seinen Bann. Bei mir hat er darauf verzichtet. Er weiß, daß ich von hier nicht entfliehen kann und hat mich nicht zu einem seiner Diener gemacht. So sieht es aus, Mensch aus der Zukunft.«

»Hast du nie versucht, dich zu befreien?«

Nathan lachte. »Wie denn?«

»Du besitzt Werkzeug. Du hättest versuchen können, die Gitter des Käfigs zu zerschneiden…«

»Natürlich. Aus deiner Sicht hast du recht. Ich hätte es auch machen können, aber was wäre damit erreicht worden? Nichts, gar nichts. Ich wäre von einer Gefangenschaft in die andere geraten, denn auf dem Planeten leben nicht nur die Ghouls, sondern auch die Mord-Zyklopen, die Griffins. Sie sehen und hören alles. Sie sind das Auge des Arkonada.«

»Ich habe die Griffins kennengelernt«, sagte Bill, »und es gelang mir,

einen von ihnen zu töten.«

Nathan erschrak. »Hast du das wirklich getan?«

»Weshalb sollte ich dich belügen?«

»Dann bist du des Todes. So etwas läßt ein Herrscher wie Arkonada nicht zu.«

Bill winkte ab. »Ich wäre so oder so verloren gewesen. Arkonada hat meine Freunde und mich längst auf seine Liste gesetzt.«

»Du bist nicht allein?« fragte der Schmied erstaunt.

»Nein, ich bin mit Freund und auch Feind auf diesen Planeten gelangt.«

»Das mußt du mir berichten.«

Bill besaß zwar nicht viel Zeit, aber die Minuten wollte er sich nehmen. Und so erzählte er Nathan, wie es gekommen war, daß man ihn, den Professor und die beiden Hexen verschleppte.

Der Schmied schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen«, flüsterte er. »Ich kann es nicht fassen…«

»Vielleicht sind noch andere Menschen auf diesem Planeten«, fügte Bill Conolly nach.

»Wer noch?«

Bill hob die Schultern. »Du wirst sie kaum kennen. Es sind zwei Männer dabei, die aus deiner Sicht betrachtet, die Dämonen in der Zukunft so bekämpfen, wie deine Freunde und du es in der Vergangenheit getan haben. Einer von ihnen heißt John Sinclair und ist ein berühmter Geisterjäger.«

»Nein, seinen Namen höre ich jetzt zum erstenmal.«

»Dann ist noch Suko dabei. John Sinclairs Freund. Ein Chinese…«

»Was ist das?«

Bill winkte ab. »Du wirst sie vielleicht einmal kennenlernen, dann kann er es dir selbst erklären. Aber was ich dir noch sagen wollte, ist, daß beide Männer von einer Frau begleitet werden, die dir ein Begriff sein sollte. Kara, die Schöne aus dem Totenreich!«

Mit allen anderen Erklärungen zuvor hatte Bill Conolly den Schmied nicht so überrascht wie mit der letzten Antwort. Nathan schnellte in die Höhe. Der schwere Käfig begann zu schwanken und zu zittern.

Nathan umklammerte die Eisenstäbe. »Was hast du da gesagt?« hauchte er.

»Kara ist wahrscheinlich hier.«

»Das ist… wie kann es sein?« schrie er. Sehr laut klang seine Stimme, und er war völlig durcheinander. »Wie kann sie es wagen, in diese Welt zu gehen? Noch freiwillig? Nein, das…«

»Es stimmt, Nathan. Kara müßte hier sein, und unsere Chancen stehen gar nicht mal so schlecht.«

Der Zwerg starrte den Reporter an. Zwei menschliche Wesen standen sich gegenüber. Beide besaßen Köpfe, Körper, Arme und Beine, doch

beide trennten Jahrtausende. Aber sie waren Freunde, kämpften auf derselben Seite und wollten das Böse vernichten.

»Unsere Chancen stehen nicht einmal so schlecht«, sagte Bill, und Nathan starrte ihn fragend an.

»Was heißt Chancen?«

Er kannte das Wort nicht. Bill wollte es auch nicht erklären. Er war froh, daß sie sich überhaupt verständigen konnten, und er wollte zusehen, daß Nathan aus diesem Gefängnis entkam. »Wir können später über vieles reden, du allerdings solltest zusehen, daß du hier herauskommst. Ich werde dir helfen.«

Der Schmied schüttelte den Kopf. »Nein, Bill, es gibt keine Chance für mich.«

»Mal sehen.« Bill trat bis dicht an das Gitter. Er schaute in den Käfig hinein.

Drei goldene Pistolen sah er dort. Zählte er seine dazu, waren es vier.

Nur wußte er nicht, ob die Waffen innerhalb des Käfigs geladen waren und funktionierten.

Er fragte Nathan danach.

Der Schmied hob die breiten Schultern. »Ich weiß nicht, was mit den Waffen geschehen soll«, erklärte er. »Ich stelle sie nur her…«

»Sie sind grausam«, sagte Bill. »Sie werden mit einer Flüssigkeit gefüllt, die Menschen vernichten kann.«

»Wieso?«

»Es wird eine Ladung Schleim in sie hineingepreßt, und dieser Schleim schafft es, den Menschen die Haut von den Knochen zu lösen, so daß sie zu Skeletten werden oder sich ganz auflösen. Es sind furchtbare Waffen, die du herstellst.«

Die Augen des Schmieds nahmen einen erschreckten Ausdruck an.

»Das… das wußte ich nicht. Wirklich nicht.«

»Man kann nichts daran ändern. Es ist eben so.«

»Aber was kann ich tun?«

»Nichts«, erwiderte Bill. »Überhaupt nichts. Ich werde versuchen, dich zu befreien, Nathan.«

Der Schmied lachte. »Und wie?«

»Hiermit«, erwiderte Bill Conolly, griff unter seine Jacke und zog die goldene Pistole…

***

Es gab nichts daran zu rütteln. Wir schritten unserer Hinrichtung entgegen!

Wenn es nach Arkonadas Plänen ging, aber soweit waren wir noch nicht. Leider mußten wir so reagieren und konnten nichts unternehmen, da dieser verfluchte Dämon mit Professor Chandler einen Trumpf in der Hand hielt, der für ihn zu einem Super-Joker

geworden war. Er brauchte keine Henkersknechte, sondern konnte die Schlingen kraft seiner ungemein starken Magie bewegen.

Und das war eben das Fatale an der ganzen Sache.

Wohl war mir in meiner Haut nicht, als ich die ersten Schritte setzte.

Meinen Freunden erging es nicht anders. Links neben mir ging Suko.

Kantig und hart war sein Gesicht, die Augenbrauen ein wenig zusammengezogen, nur hin und wieder bewegten sich zuckend seine Mundwinkel.

Rechts ging Kara. Stolz erhoben den Kopf. Ihre Hand lag noch immer auf dem Schwertgriff. Glatt war ihre Haut, der Mund bildete fast nur einen Strich, und die Augen hatten einen starren Blick bekommen.

Keiner wußte oder ahnte etwas von ihren Gedanken, aber sie beschäftigten sich bestimmt mit dem Wort Flucht.

Wir mußten den Klauen des Dämons entkommen und ihn gleichzeitig vernichten.

Das *Wie* war die große Frage.

Die Hälfte der Strecke hatten wir bereits zurückgelegt. Ich spürte in meinen Knien ein leichtes Zittern. Es war auch für mich nicht einfach, diesen Weg, der mein letzter werden konnte, zu gehen.

Aus zahlreichen Augen wurden wir beobachtet. In der Stirn der Griffins waren sie abgebildet. Stechend und lauernd die Blicke, gemein und hinterhältig.

Aber auch triumphierend. Und diesen Ausdruck sah ich ebenfalls im Gesicht des Arkonada, als ich wieder einmal in die Höhe schaute. Noch immer umtanzten Schatten sein Gesicht. Ein lautloses Wirbeln, das von einer Seite zur anderen zuckte und die gewaltige Fratze des Dämons wie hinter einem Vorhang erscheinen ließ.

Das Gerüst besaß eine Leiter. Vor ihr blieben wir für einen Moment stehen.

Es dauerte Arkonada zu lange, denn er schrie: »Los, geht weiter! Ich will euch in den Flammen hängen sehen.«

»Okay«, sagte Suko und machte den Anfang.

Automatisch zählte ich mit. Es waren genau fünf Stufen, die hoch zum Podest führten.

Ich hatte ein wenig Zeit, mir die Flammenringe genauer anzusehen.

Jede Schlinge bestand aus einem zuckenden Feuerring, der sich haargenau der Form des Halses anpaßte.

Wikka, Jane und der Professor hatten die Köpfe nicht gedreht, sondern nur die Augen. Scharf beobachteten sie jede unserer Bewegungen und schauten auch zu, wie Suko das Podest erreichte und hinter einer der feurigen Schlingen stehenblieb.

»Jetzt du, Kara!«

Die Schöne aus dem Totenreich hatte den letzten Befehl Arkonadas vernommen. Zielsicher schritt sie die Stufen hoch und wirkte

überhaupt nicht wie eine Todeskandidatin.

Sie stellte sich neben Suko auf.

Der Inspektor hatte zwischen sich und Wikka eine Schlinge frei gelassen.

Sollte sie für mich sein?

Okay, ich entschied mich dafür, hinter dieser Schlinge meinen Platz einzunehmen.

Nicht schnell, aber auch nicht langsam stieg ich die Stufen der Treppe hoch. In meinem Magen breitete sich allmählich ein dumpfes, drückendes Gefühl aus.

Das Podest war aus Holz gebaut worden. Meine Schritte warfen Echos auf die Planken, und jedes hohle Geräusch brachte mich dem Tod um einen Yard näher.

Schließlich hatte auch ich meinen Platz eingenommen und sah dicht vor meinen Augen die feurige Schlinge, die überhaupt keine Wärme abgab und uns dennoch verbrennen konnte.

Bevor einer der anderen das Wort ergreifen konnte, hörte ich neben mir ein hämisches Kichern.

Wikka hatte es ausgestoßen, und sie fügte noch etwas hinzu. »Das habe ich mir immer vorgestellt!« geiferte sie. »Neben dem berühmten Geisterjäger John Sinclair zu sterben. Einen schöneren Tod kann es doch überhaupt nicht geben - oder…?«

ENDE des zweiten Teils